

Der SA-Mann



Schriftleitung: München, Schellingstraße 89. Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich 11-12 Uhr. Auf-Dr. 20 801-03. Redaktions-Club: Dienstag mittags in München. Anzeigenpreise laut auf-legendem Tarif. Anzeigen-Abteilung: München, Thiersch-straße 11, Canfa-Haus. Geschäftsstunden des Verlags: Täglich 8 bis 12 und 14 bis 18 Uhr. Samstags 8 bis 13 Uhr.

Organ der Obersten SA-Gruppe
der NSDAP.

Verlag: Fr. Eber Nacht, G.m.b.H., München 2 NO, Tierärztstr. 11, Sanfabau, Auf-Dr. 20 647, 20 648, 20 440. Drahtanschr.: Eberverlag München. Postfach: München 11 346. Wien 79 921, Prag 77 803, Bern III 7205. Bankkonto: Bayer. Hypothek- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstr. - Bezugspr. durch die Post bei freier Zustellg. ins Haus 66 Pf., durch Streifband f. Deutschland u. Öster- reich monatl. 95 Pf., Ausland m. ermäß. Porto 80 Pf., Abz. Ausland M. 1.05.

3. Jahrgang

München, 1. Dezember

Folge 48

Sturmführer Bartdorff, Standarte 1, Berlin

Volkskameradschaft

Der SA-Mann und das Winterhilfswerk

Die Kampffahre, die hinter uns liegen, erscheinen oft schon so unendlich weit weg, man glaubt, irgendwann wäre das alles einmal gewesen, so grundlegend hat sich das Gesicht unseres Volkes und das Erscheinungsbild des öffentlichen Lebens gewandelt. Immer von neuem versucht man, das Wunder zu begreifen, und es gibt Stunden, da springt wohl im Gespräch zwischen alten Kameraden das Wort auf: „Weißt du noch?“ Nicht in verlogener Sentimentalität, die alles Zurückliegende verklären will, nein, die Tage und Jahre mit all ihrer Verzweiflung und grauen Wirklichkeit stehen auf.

Begeisterung, Verbissenheit, Hingabe des ganzen „Ich“ standen gegen Gemeinheit, Unverstand und Leugnung aller Werte. Standen so kraft und grell nebeneinander wie das flimmernde, hunte Irrlicht großstädtischer Bergnütungsstraßen neben den trüben Gassen der Arbeiterviertel. Wir rangen um die Macht, führten einen oft aussichtslos erscheinenden Kampf um die deutsche Arbeiterseele, wir trommelten und riefen dem deutschen Bürger, der sich achselzuckend in sein liberalistisches Schneckenhaus zurückgezogen hatte, Aufgabe und Verpflichtung ins Gesicht.

Tag für Tag, jahrelang marschierten wir, um Deutschland zu gewinnen. Alles taten wir mit dem gleichen, phrasenlos und unpathetischen Einsatzwillen, mit dem der graue Soldat des großen Krieges sein Stück Grabenland hielt. Nicht Vorbeere und rauschende Siegesfeiern schwebten ihm und uns vor Augen, in uns aber war der harte und klare Wille zur stummen Tat. Das Wissen, daß die Tat es erheischt, eigenes Glück gering zu achten gegenüber dem Lebensrecht eines großen Volkes, hat uns in dieser Zeit Halt und Haltung gegeben.

So ist der SA-Mann zum Träger einer neuen Gesinnung geworden, und mit ihm tat ein Volk in seinem besten Teil den entscheidenden Schritt vom „Ich“ zum „Wir“. Damals führte uns der SA-Dienst oft genug auf Stempelposten und Wohlfahrtsämter, über erdrückende und enge, stidige Treppen, in Laubentkolonien und Hütten aus Lattenwänden und Fegen von Dachpappe, und da überall „lebten“ Menschen oder warteten mit Gesichtern, in denen Hunger, Verbitterung und Hoffnungslosigkeit eine erschütternde, aber auch drohende Sprache redeten, darauf, daß man ihnen Brot und Arbeit reiche.

Gehörte nicht auch selbst ein großer Teil aus unserem Reiche dorthin, weil es das gleiche Schicksal war, was wir zu tragen hatten? Einige wieder, denen das Leben doch noch eine warme Stube, einen gefüllten Teller gelassen hatte, trugen sie nicht mitunter gerade schwer an ihrem etwas besseren Los und hielten nicht oft genug ihren Arbeitskameraden heimlich ihr Schicksal ab? Wahrhaftig, wir haben die bitterste und traurigste Not eines Volkes gesehen und erlebt in all ihrer brutalen Nüchternheit, jeden Tag zeigte sie

uns ihr erbarmungsloses Antlitz, und wir haben uns nicht erdrücken lassen. Sondern dieser Not eine Verpflichtung, den deutschen Sozialismus Adolf Hitlers, entgegengesetzt und den Glauben daran als ein Gelübnis getragen.

Hundertmal haben wir bei dem Ruf: „Arbeit, Freiheit, Brot!“ uns geschworen, in Deutschland einmal wieder zuverlässliche Männer, gläubige Frauen und lächelnde Kinder gesichter sehen zu wollen. Der Marsch unserer Kolonnen, die Sprechstunde auf den Höfen, das Mahnen und Trommeln unserer Redner, unser ganzer Kampf um die Macht ging nicht darum, daß wir, eine Partei wie alle anderen, auf dem Umwege über Ministerstempel den Ärmern des Volkes „helfen“ wollten, ihnen ihr Los zu verbessern oder ihr Schicksal erträglicher zu gestalten. Es waren uns die Mittel, einem Volke eine neue Gesinnung zu bringen, die den Arbeiter nicht mehr als den Almosenempfänger der zufällig noch begüterten Klassen sieht, sondern als Wesensbestandteil im blutvollen Organismus des Volkes.

Es sollte ihm sein Recht werden, damit er in Erkenntnis seiner Aufgabe auch bereit ist, seine Pflicht der Nation gegenüber zu erfüllen. Ein verklumptes, auf der Lüge angeblühter Freiheit zurechtgestrichenes Wirtschaftssystem hat es in wenigen Jahren fertiggebracht, den einzigen Besitz eines Standes, nämlich seiner Hände Arbeit, reiflos zu entwerten und ihn der Verelendung auszuliefern. Zwangsläufig fielen damit auch die Daseinsbedingungen anderer Volksschichten in erschreckendem Maße.



„Der SA-Mann“ ist auch in der NS-Oberschule in Feldausung die beliebteste Lektüre der Freizeit



Die Geschütze der „Leipzig“ werden neu gestrichen (zu unserem Bericht „Waffenträger der Nation“)

Sozialismus, deutscher Sozialismus, aber ist niemals eine Tat, sondern eine Gesinnung. Eine Gesinnung erst bringt Taten zustande, die einen Zustand, der das Erbe einer gesinnungslosen Zeit ist, beseitigen oder seine Auswirkungen gegen das Gesamtwohl auf ein Mindestmaß eindämmen. In der SA haben wir unsere Bude, unsere Brode und unsere Zigarettenstummel nicht deshalb geteilt, weil wir den ärmeren Kameraden „helfen“ oder ihnen abgeben wollten, sondern weil wir zuerst in uns selbst eine Gesinnung, wahrnehmen mußten, die unserem Volke erkämpft werden sollte. Ja, weil es uns um den Nationalsozialismus ernst war.

Der Wertmesser lag weder in Bildungsgrad oder Herkunft, noch in schneidigem Auftreten (das haben vor uns auch andere gekonnt!), sondern allein in der Gesinnung des einzelnen zur Gemeinschaft. Wir nannten es schlicht: „Kameradschaft“.

Dann kam der Augenblick, der die Macht in unsere Hände gab, und in einem Umwandlungsprozeß von wahrhaft geschichtlichen Ausmaßen begann sich die Bewegung in den Staatsapparat einzubauen, zwang ihm auf allen Gebieten ihr neues Gesicht auf, und gleichzeitig begann die Aktivierung eines ganzen Volkes für die entscheidenden Fragen seines Schicksals. In erstaunlich rascher und wohlbedachter Arbeit wurde allen Einrichtungen, Organisationen und Gruppen ihre Einzelaufgabe zugewiesen, es wurde dem letzten Mann im Volk der Platz zugewiesen, an dem er in persönlichem Einsatz zum Gesamtnutzen seine Kräfte hergab.

Neue Gliederungen mit neuen Aufgaben entstanden, gemeinsam war ihnen und den bereits vorhandenen Einrichtungen die Parole: Aufbau durch reiflosen Einsatz! Es galt ja nicht, einfach in ruhiger und ungestörter Ar-

beit Stein auf Stein zu sehen, nein, mit Schwung und an allen Punkten zugleich mußten wir ansetzen. Es waren Schweißtropfen zu vergießen, und der Atem mußte etwas rascher gehen dabei. Denn die Zeit und die Welt zeigte uns täglich und deutlich, daß nur wir selbst uns bester und zuverlässigster Kamerad sein konnten.

In die SA, den schlagkräftigen Arm der Bewegung, deren Geist für alle Zeiten Vorbild reiflosen Einsatzes bleiben wird, strömten Hunderttausende junger Deutscher, die entweder in Klassenkämpferischer Ablehnung oder in Unverstand, zum Teil mit überlegenem Lächeln und im Bewußtsein „wichtigerer“ Pflichten, als etwa ihrer Berufsausbildung, zur nationalsozialistischen Bewegung gestanden hatten. Das braune Hemd, bisher das Kleid einer Bewegung, die den tausendfältigen, oft mit widerwärtigsten Mitteln gehaltenen Widerstand eines Staates und Volkes bekämpft hatte, war Trumpf geworden.

Alles, was sich uns bisher versagt hatte, bot sich der SA, dar, aus Kellern und stidigen Räumen durften wir ins Licht des Tages treten. Sportplätze, Theater, alles öffnete sich, wir waren von einer verachteten, verhöhten Verschwörergesellschaft zur gesellschaftsfähigen Organisation geworden.

Wo man uns vorher wie die Pest gemieden hatte, da wünschte man uns jetzt. Und bei aller Freude über die von uns selbst ersehnte Anerkennung tauchte doch zuweilen der Verdacht auf, ob da nicht vielleicht eine Abficht verborgen war, die nicht aus ganz ehrlichen Quellen stammte. Deshalb war es gut, daß ein großer Teil der älteren Kämpfer, die Schicht der Aktivisten, sich nicht täuschen ließ, sondern wußte, daß es galt, die Sinne wach zu halten. Der Druck, der vorher auf die SA eingewirkt hatte, und der gerade täglich Proben und Be-

weise der Bestimmung verlangte, war nicht mehr vorhanden.

Es war nicht mehr möglich, die innere Umwandlung, das Mähen um eine neue Lebenshaltung zu prüfen und eindeutig unter Beweis stellen zu lassen, da die Verwirklichung der Volksgemeinschaft nicht mehr allein Aufgabe der SA. war, weil andere Gliederungen des Staates und der Bewegung durch eine betont soziale Erziehungsarbeit sie ebenfalls in ihre Hände genommen hatten.

Die erste Aufgabe, die sich Staat und Bewegung, aufgerufen durch den Führer, gestellt hatte: „Arbeitsbeschaffung“ (Bereitigung der Arbeitslosigkeit) führte in unerhörtem Anlauf und jähem Ringen zu Ergebnissen, die die Welt aufmerksam werden ließen. Autohahnen, Landgewinnung aus dem Meer, Dammbauten, Reichszuschuß für Wohnsiedlung und Teilung leerstehender Großwohnungen, dazu eine großartig angelegte Steuerpolitik zur Belebung der Industrien, das sind Marksteine, die einen neuen Willen zur bewußten Meisterung des Schicksals einer Nation erkennen ließen.

Es ging vorwärts auf der ganzen Linie, der Wille war wachgerüttelt, und der Arbeiter hat wohl am ehesten erkannt, daß eine Gewinnung im Aufbruch war, die als solche Taten von diesem Ausmaß entstehen und wachsen ließ. Er hat als erster Stand in seiner breiten, willigen Gesamtheit den neuen Staat bejaht, obwohl gerade er das schwerste Schicksal zu tragen hatte und auch die Gegenwart noch Opfer von ihm verlangte.

Noch blieb aber genug zu tun übrig, zu grauenhaft war die Hinterlassenschaft, die die gesinnungsloseste Epoche eines Volkes der jungen Bewegung und ihrem Staat in die Wiege gelegt hatte. Es gehörte Mut und Charakter dazu, einen Winter voller Not und Lagen zu sehen und den Glauben zu behalten. Ein heißes Herz und ein kalter Kopf waren nötig, um die Verhältnisse unter sich zu zwingen.

Adolf Hitler hat auch hier die Parole ausgegeben, das erste Winterhilfswort begann. Und der Erfolg blieb nicht aus, niemand brauchte zu frieren oder zu hungern, ein Volk hatte sich auf Aufgabe und Verpflichtung besonnen, es schämte sich der zurückliegenden 14 Jahre. Nicht mehr Almosen wurden gegeben, weil es nun einmal Reiche und Arme gibt auf der Welt, nein! Es ist geopfert worden. Opfer aber ist das Ergebnis einer bestimmten Gesinnung.

Nun sind wir zum zweitenmal getreten, um wieder Meister über unser Schicksal zu werden. Ein armes Volk sind wir, und wir stehen allein. Aber wir sind 80 Millionen und kein Haus mehr, der sich selbst aufgegeben hat und im Irrglauben lebt, nur von einer Völkergemeinschaft marxistischer Prägung könnte uns Hilfe werden. Der geballte Wille, die Mobilisierung des Herzens, der Marschtritt einer besahenden Gesinnung haben die Räder wieder laufen, die Sirenen wieder aufheulen lassen. Auf Straßen, in Kontoren, auf Märkten und in Fabriken, in den Höfen, auf Gebirgspässen und in den Mooren singt eine selbstlose Nation ihr trotziges Arbeitslied. Einen Feierabend gibt es nicht, nach 8 Stunden Schaffens am Arbeitsplatz steht die gleiche Nation den Ketteln aus, um ihn mit dem Kleid der Bewegung zu vertauschen.

Dann marschieren und singen sie, dann wird in Räumen gearbeitet und geschuft. Sie nähern und flüchten, turnen und fliegen, fahren auf donnernden Rädern durch Nacht und Morgen, sitzen an Schreibmaschinen und Kartenteilen, steigen die Treppen hinauf und gehen von Dorf zu Dorf, immer und immer wieder: Dienst. Solch ein Volk, in seinen innersten Bestandteilen aufgerüttelt und aktiviert, zwingt auch ein zweites Mal Räte und Hunger nieder. Das wird für uns die Mannesprobe sein, und wir werden fertig werden damit, und wenn wir es ein drittes Mal tun müssen.

Die SA. hat hier an erster Stelle mitzuarbeiten, der Erlaß des Chefs des Staates hat den Einsatz für das NSW. geregelt. Als diszipliniertes, immer einsehbares Instrument des Führers wird uns dieser Winteraufgabe stellen, die mit der gleichen, bedingungslosen Selbstverständlichkeit gelöst werden wie alles bisher. Die Lösung heißt: Volkstameradschaft. Und es soll uns als der Mannschaft des Volkes die herrlichste Aufgabe sein, als Träger einer neuen Gesinnung, als die politischen Soldaten Adolf Hitlers, den Einsatz am Winterhilfswort des deutschen Volkes mit der alten Eingabe vorzunehmen. SA.-Geist ist uns Verpflichtung.

Über den üblichen SA.-Dienst hinaus machen wir nun eben noch etwas mehr Dienst. Notzeit

verlangt ganze Kerle. Wenn in der Kampfszeit einer mal aus der Reihe tanzt, „weich wurde“ und für einen Augenblick vergessen wollte, daß die Freiheit und das Himmelreich keine Halben vertrage, dann hat sich immer ein Kamerad gefunden, der mit der Faust auf den Tisch schlug. Ein offenes, wenn auch hartes Wort hat noch immer geholfen, den „inneren Schweinehund“ totzuschlagen. Es wird auch heute noch notwendig sein, Front zu machen gegen diejenigen, denen die Knochenweichung noch nicht ganz aus den Gliedern geschwunden ist.

Auf der Arbeitsstelle, im Sturm, überall, wo

sie auch begegnen und modern oder nörgeln wollen, sagt ihnen die Wahrheit. Man erzieht ein Volk nicht mit Filzhandschuhen. Die Arbeit am zweiten Winterhilfswort wird mühsam sein, und es gilt, auch Widerwärtigkeiten zu schlucken, aber wir wissen, wohin der Marsch geht. Im Gleichschritt und in Luchsführung mit dem ganzen Volk geht es in den Winter 1934/35. Der Gegner heißt: Hunger und Kälte. Er wird geschlagen, wie die SA. noch mit jedem Gegner fertig geworden ist. Wie war es doch? Sozialismus ist Gewinnung, und aus der Gewinnung kommt die Tat!

Deutsches Volkstum

Es liegt im Wesen des Nationalsozialismus, daß er nicht nur im deutschen Volk eine Neugeburt der völkischen Kräfte herbeiführte, sondern daß er auch darüber hinaus in anderen Völkern den rassistischen und völkischen Werten zu eigenem Leben verhilft. Es bedeutet eine Zeitenwende, wenn sich die Völker ihrer eigenen Werte immer bewußter werden und sie in ihrem Staatswesen zu einer eigenen Ausprägung gelangen lassen wollen. Es ist anzunehmen, daß bei dieser Entwicklung der Dinge dasjenige Volk, das alle seine Lebensgebiete am Markten nach den völkischen Notwendigkeiten und Werten ausrichtet, am besten das Gesetz dieser Zeitenwende erfüllt und vielleicht damit auch Sieger in dem Ablauf der Geschichte wird.

Die stärkste Waffe im Kampf um eine nationale Neuordnung sind die völkischen Werte des Volkstums. Sprache, Tracht, Sitte und Behausung sind die Formen, an denen wir diese Werte erkennen und an denen sie für andere sichtbar werden. Es ist das offensichtlichste Zeichen unserer völkischen Not, daß der tragende Unterbau unseres Volkes, die Schicht der Arbeiter und Bauern, nicht mehr singt, tanzt, spricht und gestaltet in jener ursprünglichen Weise, die noch in der Wende des 18. Jahrhunderts vorhanden gewesen ist.

Aus dieser Tatsache ergibt sich die Aufgabe für die kommende Zeit. Der durch die Internationalisierung der städtischen und technisierten Lebensformen erkarrte Untergrund unseres Volkstums muß wieder aufgelodert werden. Dabei kommt es darauf an, daß unsere Kultur nicht nur an diese Schichten herangetragen wird, sondern wieder verbindlich erlebt wird. Es genügt nicht, daß man die Kunst nur durch Vorstellungen und Darbietungen an das Volk heranzubringt. Die Parole „Die Kunst dem Volke“ ist eine Lösung, die abgelehnt werden muß, weil sie Volk und Kultur auseinanderreißt, etwa so, als habe eine privilegierte Oberschicht etwas an die Masse des Volkes zu vergeben. Die Zusammenführung von Volk und Kunst wird so lange unfruchtbar bleiben, bis unser Volk aus eigener neuemotiver Fülle heraus sich die Dinge der Kunst und Kultur wieder selbst zu eigen macht.

Und dazu ist kein Konzert und kein Theater notwendig. Echte Volkskultur ruht im Volk selbst, soweit es sich als Gemeinschaft fühlt und das Leben als eine Aufgabe betrachtet, die über den einzelnen hinausweist, als eine Aufgabe, Mittler zu sein zwischen Vergangenheit und Zukunft. Nur aus diesem festen Untergrund heraus kann deutsche Volkskultur und deutsches Volkstum wachsen.

Wer Volkstum will, muß Gemeinschaft wollen, sind doch jene uralten Überlieferungen, die heute noch in uns leben, und die mächtigen Kulturen der Vergangenheit nur aus starken Gemeinschaften entsprungen.

Im deutschen Volkstum findet das blutgebundene Wesen eines Volkes seinen bildhaften, sichtbaren Niederschlag. In Form, Stil, Inhalt und Wesen ihres Brauchtums erleben die Menschen eines Volkes und einer Volksgemeinschaft sich selber, hier im Brauchtum wird das ewige seelische Baugesetz eines Volkes eingefangen, hier lebt es und kann immer wieder neu erlebt werden.

Alle Erscheinungen des Volkstums sind herausgewachsen aus der Gemeinschaft, nicht einzelne Menschen haben sie geschaffen, sondern sie sind ganz allmählich geworden in allen. Sie sind gemeinsames Eigen aller, denn sie stellen einen Ausfluß dar jener tausendfältigen Einheit, welche wir Volkseele nennen. In die wirkliche echte Volkstun ist die schaffende Kraft der verschiedenen Menschen der verschiedensten Zeiten und der verschiedensten Lebensgebiete hineingeströmt. Das will heißen: Nicht einzelne Menschen, nicht einzelne Geschlechterfolgen, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende haben hier gebildet und geformt und Erfahrungen der verschiedensten Lebensgebiete haben dabei mitgewirkt, denn Auseinandersetzungen und Kämpfe wirtschaftlicher, politischer, kultureller und weltanschaulicher Art haben die Menschen in ihrer seelischen Artung wachsen und reifen lassen und die Ergebnisse und Erfahrungen all dieser Kämpfe haben nun dadurch, daß sie die Menschen formten, auch wieder die Formen ihres gemeinsamen Brauchtums, den Stil ihrer Fier und Feste gegeben. Deshalb liegt eine so ungeheure, uraltschöne, richtende Kraft in allem volksgebundenen Wesen und Brauchtum.

Wir haben gelernt und wissen, daß zu der Kraft des Blutes noch die richtende Kraft dieser Überlieferung kommen sollte, daß es heißt, sich nicht ständig in einer Umgebung zu bewegen, die in all ihren Lebensäußerungen in klarer, geschlossener Formung die eigene Art widerspiegelt. Brauchtum erschöpft sich ja nicht in Volkslied, Sage, Märchen, Volksrätsel. Es kam einstmalig zum Ausdruck darin, wie die Menschen ihr Haus bauten, wie sie ihre Stube errichteten, welche Formen sie den Gegenständen des täglichen Gebrauchs gaben. Es kam zum Vorschein im Hausrate, es zeigt sich in dem unendlichen Reichtum der Schnitzereien, mit denen dieser Hausrat und die Häuser selbst verziert waren. Es lag in der Mannigfaltigkeit der Trachten, der Gewebe und Stidereien, die selbst bestes Kunstgewerbe moderner Zeit oft bei weitem nicht erreicht. Dabei waren jene Schnitzereien und Stidereien nicht nur schön, sondern erfüllt von einer viel tiefer greifenden Symbolik. Ohne dies alles aber gibt es auf die Dauer kein Volk.

Wo Volkstum ist, ist Festigkeit, Volkstum ist das Beharrliche, das Tragende. Wo Volkstum ist, denkt man in Generationen, und deshalb ist Volkstum gebunden an Geschlecht, Familie und Sippe. Es ist gebunden an Menschen, denen sich der Sinn des Seins erschlossen hat: Dem Werden und Vergehen, dem ewigen Auf und Ab alles Lebens in der Natur, im Jahreslauf oder im Kommen und Gehen der Geschlechter.

Der Weg zu deutschem Volkstum ist der Weg zur Bindung und Einordnung zu Lebendem, zu Blut und Boden. Seien wir uns klar über diese Schwierigkeiten, die weite und die entscheidende Bedeutung dieses Weges für uns alle: Es geht hier um die Entscheidung, ob der weite geistige Mutterboden wieder fester Besitz aller wird; damit fällt aber auch zu einem guten Teil die Entscheidung, ob das fast übergroße Wesen des heutigen Geschlechts vor der Geschichte Dauer und Bestand haben wird. Pr.

Jerne deine Heimat schauen, Kamerad!

Der Dienstplan verlangt monatlich mindestens 2 bis 3 mal „Dienst im Freien“. Wetter ist Nebensache; wer von der alten SA. hat früher nach dem Wetter gefragt, wenn wir auf die Dörfer zur Propaganda zogen? Das größte Hundewetter konnte uns nichts anhaben. Und wenn's zu kalt oder zu warm wurde, der suchte sich Bewegung auf seine Art. Kerle brauchen wir, keine Zuderpuppen!

Dienst im Freien kann der SA. viel mehr geben, als 3 Stunden Appell im Saal, sei es, daß der Sturm in Reih und Glied durch die Stadt marschiert, sei es draußen auf der Landstraße, vorbei an Wiesen, Bädern, Dörfern, oder sei es nur auf dem Sportplatz. Immer und überall stehen wir im Banne unserer Heimat und ihre Schönheit läßt unsere Herzen höher schlagen.

Es sollte jeder Sturm- und Truppführer so oft als möglich mit seiner Abteilung hinausmarschieren, soweit die Zeit es zuläßt, bald dahin, bald dorthin. Einige Stunden Marsch im Gelände sind heute keine verdauliche Zeit.

Sie sind unentbehrlich als Erziehungsmittel zur Kameradschaft. Längst hat sich auch bei unserem Reichsheere die Erkenntnis durchgesetzt, daß ein Ausmarsch ins Gelände wertvoller für die Truppe ist, wie 14 Tage Kasernen dienst. Wanderspatriouillen erfreuen sich daher besonderer Beliebtheit.

Auf dem Marsche lernt der SA.-Mann seine Heimat kennen. Wir müssen ihm aber noch mehr geben: Er muß schauen lernen. Denn vom Auge geht der Weg zum Herzen. Die Eindrücke des Marsches durch seine Heimat werden den Sinn zu ihrem Verleben, werden die Liebe zu ihren Eigenarten und ihren Menschen. Es ist noch nicht lange her, da schalt man sie „vaterlandslose Gesellen“. Wie aber hätten sie ihr Vaterland lieben sollen, wenn sie es gar nicht kannten? Wir müssen den Menschen, denen der Großstadtsumpfi Wege und Heimat ist, erst wieder das Schauen lernen, um sie zur inneren Erkenntnis der Zusammenhänge von Blut und Boden, von Stadt und Land bringen zu können.

Nur einige Erlebnisse als Beispiele: Erlebnisse, wie sie vielleicht dieser oder jener in ähnlicher Form mitgemacht hat. Hier oder dort; allen gemeinsam aber ist die Erkenntnis des Erlebniswertes.

Ein langer Marsch lag hinter uns. Im Nebellicht des Scheidenden Tages bauten wir in einer kleinen Waldlichtung unsere Spitzhütte auf. Bald loderten lustig die Feuer unter den Kochgeschirren. Erbsensuppe und dann Tee bildeten unser frugales Nachtmahl. Kalt war die Nacht und hell blinkten die Sterne durch die Rippen der Schöpfung. Nachwachen und ihre Ablösungen wurden eingeteilt, der Dienst für den nächsten Tag besprochen. Dann war dienstfrei im Lager. Für diesen Abend gab es keinen Ausgang. Es hatte aber auch keiner Lust, sich jetztwärts in die Büsche zu schlagen, denn es war so ganz anders an jenem Abend. Mag sein, daß es die neue Umgebung des ersten Zeltlagers im Busch gewesen ist, oder der flammende Holzrost und die feierliche Stimmung unseres Sturmführers — wir fragten nicht.

Wir standen und sahen uns Feuer oder lagen in den Eingängen der Zelte. Aus dem Dunkel eines Zeltes klang eine Mundharmonika; ein Landstreichlied, eine alte Weise und doch immer neu und lebendig, wenn sie von den Lippen Gleichgesinnter klang. Hart klingt der Rhythmus des Marsches, ein Lied löste das andere ab. Freud und Leid des Soldatenlebens aus Jahrhunderten ruft aus ihnen. Liebe und Haß, Kampf und nochmals Kampf. Dann erzählte unser Sturmführer aus den Tagen des großen Krieges und der Freikorpskämpfe, wir gedachten unserer gefallenen Kameraden und derer, die in Kamerun und Chile leben. Unsichtbar ging das Band der Kameradschaft über Länder und Meere, unzerreißbar, denn es ist in Not und Gefahr, in frohen und in trüben Stunden gewoben.

SA.-Lieder klangen auf, fröhliche und ernste — die Gegenwart sprach wieder zu uns, die forderte unerbittliche Härte. Der Sturmführer sprang auf: ein geschlossener Kreis starrte wir ums Feuer. „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu...“

Wir haben geschwigt und geschaut, weil uns der Sturmführer am Sonntag schon in aller Frühe so weit von der Stadt wegführt. Und ausgerichtet nach in die langweiligste Gegend.

Nach kurzer Rast begann die Geländeübung. Ich mußte für einige Zeit einsam und verlassen an einer Wiesenecke hinter einem Strauch liegen und „beobachten“.

Als Großstädter schaut man selten die wirkliche Natur. Man sieht gegebenenfalls die Sehenswürdigkeiten einer Fremdenindustrie und vernachlässigt das eigentlich Menschliche, das einem die Schönheit selbst der einfachsten Landschaft gibt. Mein Blick suchte in der flachen Weite pflichtgemäß „vorspringende Punkte“, hängt sich an diese, gliedert sie ein in die Landschaft und fragt „warum?“ Freut sich mit dem Vergehen der Minuten an diesen kümmerlichen Einzelstücken und will sie genau kennen lernen.

Der Baum halbwegs mit schon sehr alt, seinen Stamm trönen nur noch abgetriebene Äste. Sicher kann sich der Bauer von ihm nicht trennen oder er hat für ihn wirklichen Wert als Grenzmarke oder Schattenspender. Dort, etwa 300 Meter hinter dem Baum, ein leuchtend roter Hausgiebel — darunter muß der Besitzer dieser alten Feder und Wiesen wohnen — der steht sicher in der Kirche dort hinten, 800 Meter halblinks, ist dort, wo das Blau des Himmels hell und heller wird.

Eine Lerche trillert in den Morgen. — Da — ein nahes Zwitschern, ein Aftersucken — auf meinem Busch sitzt so ein gefiedertes Wesen und zwitschert frohe Weisen. Leise streicht der Wind über die Gräser: die Erde atmet, sagt der Bauer. „Nicht an- und aufgeschlossen“ stehen die saftigen grünen Halme, alle die Wetterleite im Rücken. Diese Marschrichtung ist ihre einzige Ordnung. Rechts führt ein Pfad zum Waldrand, an dem ein weiterer Späher liegt. Ich sehe den Kameraden nicht — aber ich weiß: auch er läßt die schöne Natur auf sich wirken und ist froh in der Seele über das Erlebnis dieser Stunde.

Wir haben nicht gedacht, daß der Sturm mit Zweidrittel seiner Stärke an diesem trostlosen Samstagabend am Bahnhof antritt. Und daß sogar dreißig Schiträger (ob auch Fahrer?) darunter sind. Bedenfalls: die zwei Stunden Fahrt ins Gebirge vergingen laut und lustig und rasch. Und die halbe Stunde Marsch zum einsamen Quartierbauern, im knirschenden Schnee, in stiller weißer Einsamkeit, war allzu bald zurückgelegt. Im Heulstadel richteten wir unsere Lager und durften uns dann in des Bauern guter Stube und seiner „Küche“ (Küche) aufwärmen. — Noch im Grau des Morgens schälten wir uns aus Decken und Heu und machten mit nacktem Oberkörper den Morgenlauf fünfmal ums Haus.

Wir Schiträger zogen bald los und gingen eine schwierige Geländetur zum Kamm. Die „Füllere“ mühten sich durch tiefen Schnee und Unterholz ihren Weg zur Höhe bahnen, dabei war herrlicherster Sonnenschein und der Schnee stimmerte und glitzerte, daß die Augen schmerzten. Aber die Luft war so still und rein und frisch und der Blick vom Kamm so herrlich und weit ins weiße Land hinaus. Keiner bereute, freiwillig diesen „Dienst in die Berge“ angenommen zu haben und so der verregneten Stadt entronnen zu sein.

Jerne deine Heimat schauen, Kamerad! Verlebe das Wesen der Dinge zu erfassen und du wirst froh und freudig in den Alltag, in das Büro oder in die Fabrik zurückkehren, weil das Erleben der Natur dir den richtigen Inhalt dieses „Dienst im Freien“ gibt.

Hauptredaktion u. verantwortl. für den Gesamtkontent: Joseph Berthold, Oberleiter: Karl G. — Für den Einzelteil: Georg A. — Verlag: Franz G. — Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Marschier mit Beiersdorf's Fußcreme

als Schutz gegen Wundlaufen und Blasenbildung, gegen Wolf und gegen die Folgen übermäßiger Schweißbildung.

Dosen zu 25 und 50 Pfg. Zu haben in Apotheken, Drogerien und Sanitäts-Geschäften.

SA. im Bilde



Das neue SA.-Hilfswerklager in Stuttgart



Gruppenführer Rakobrandt



Gruppenführer Rakobrandt weiht die neuen Fahnen der Standarte 23



Die SA. des Fichtelgebirges zum Appell angetreten



Der Chef des Stabes, Luge in Württemberg



Vorbeimarsch der Marine-SA.-Standarte bei der Gruppe Kurpsalz



Mittagsrast bei der Standarte 354 in Kirchberg i. Sa.



Gruppenführer Schepmann im Gespräch mit einem im Kampfe schwer verletzten Truppführer



Das Ehrenmal für die toten Kameraden im Waldfriedhof in Duisburg

SA. im Dienst

SA.-Dienst im Winter

Die Verantwortung eines Führers für seine Truppe erhöht sich im herbstlichen und winterlichen Außendienst.

Der menschliche Organismus unterliegt im Winter gewissen „Hemmungen“, die mit Verwechslung in individueller Beziehung nichts gemein haben, höchstens, daß die Kulturentwicklung, die uns im Laufe der Jahrhunderte zu richtigen „Haustieren“ gemacht hat, Schuld daran ist.

Außerdem ist zu berücksichtigen, daß der SA.-Mann sich seine Uniform, überhaupt seine ganze Bekleidung selbst aus eigenen Mitteln angeschafft hat, er deshalb aus Gründen der längeren Tragbarkeit und der nicht leicht zu nehmenden Kosten einer Neuanschaffung, seine Ausrüstung schonend behandeln muß und ihm deswegen ohne zwingende Gründe nicht zugemutet werden darf, daß er wöchentlich zweimal im herbstlichen Straßengrubendreck übt oder mit seinem schon bald abgedienten Schuhwerk stundenlang durchs nasse Gras marschiert.

Im Sommer sind die etwaigen Rückstände solcher „Triebe“übungen am nächsten Tag von selbst oder ohne große Mühe verschwunden, im Herbst und Winter aber muß hier mit Kräften nachgeholfen werden und wird dadurch das „Zeug“ nicht besser.

Diese beiden angeführten stichhaltigen Gründe sollen aber ja nicht eine Forderung für eine ausgeprägte Stubenhocker sein, gerade dieser Sorte wäre eine öftere „Naturbesichtigung“ zu wünschen.

Wenn im Sommer ein Drittel des SA.-Dienstes im geschlossenen Raum stattgefunden hat und der Rest draußen im Freien, so muß jetzt darangegangen werden, dieses Verhältnis zu vertauschen und im allgemeinen dem Innendienst die zwei Drittel einzuräumen.

Auf keinen Fall darf der Dienst im Freien zu sehr vernachlässigt werden. Im Gegenteil! Sobald die Überzeugung vorhanden ist, daß ein schöner Sonntag kommt oder eine sternklare Nacht — dann nur raus ins Gelände und diese kostbare Zeit tüchtig ausgenutzt. Ausgehen und bewegtlich muß der genau festgelegte Dienstplan ablaufen, Schlag auf Schlag muß die Abwechslung beschleunigt werden — und dies bis zur letzten Minute, bis zur Auflösung der Abwechslung, zum „Dienstschluß“.

Langatmige Vespreden können anschließend im Sturmlokal ausgeführt werden oder bis zum nächsten Appell verschoben, nie dürfen sie der „aufgewärmten“ Truppe eine plötzliche zwangsweise Abkühlung bringen, das wäre eine Leichtfertigkeit des Führers.

Ich weiß, der richtige SA.-Führer ist mit seinen Männern hundertmal lieber draußen im Freien als in einem idlen Saal oder einem engen Nebenzimmer. Da ist nicht immer die nötige Stimmung da und oft hilft nicht mal das Singen über ein Frösteln oder Gähnen hinweg. Um dies zu verhindern, muß sich der Führer entsprechend vorbereiten und die zwei, drei Stunden so einteilen, daß Abwechslung den Dienst belebt und die Aufmerksamkeit erhöht, damit das „Abhauen“ ganz vergessen wird und die Zeit wie im Fluge vergeht. Dann ist bei jedem SA.-Mann das freudige Interesse vorhanden, und er wird beim nächsten Innendienst ohne „Pflichtappell“ erscheinen.

Oft wird der Fehler gemacht, daß bei Beginn die „Kompaniemutter“ den ganzen Sturm namentlich verliest, bei Fehlenden nach dem Wie und Warum forscht und so unbewußt Zeit schindet. Im vorbildlichen Sturm hat jeder Scharführer seine Liste, er kann viel rascher Meldung erstatten — es ist wirklich vorzuziehen, daß fünf Minuten nach dem ersten „Stillgestanden“ der Sturmführer seinen Rapport hatte und daß nach weiteren zehn Minuten das Verlesen der Befehle usw. beendet war. Wieviel Männer im Sturm Halsweite 40 haben oder den Führerschein oder Interesse an einem Sportkurs — das kann auch auf der Sturmfront genau so gut ausgeklügelt werden und braucht daher nicht die 120 Mann langweilen oder unter sich in Privatgespräche verwickeln lassen.

Soll mal der Sturmführer einen Spezialisten fröhen eines interessanten Gebietes zum Appell schleifen und ihn eine Stunde lang Vortrag z. B. über die Judenfrage halten lassen — jetzt hat die Partei bestimmt keinen Mangel mehr an Fachleuten aller Art, und jede Ortsgruppe oder Kreisleitung wird mit Freuden einen entsprechenden Redner zur Verfügung stellen — der aber, wie gesagt, nur eine Stunde lang sprechen soll und anschließend wieder gehen. Denn der SA.-Appell soll keine politische Versammlung werden. Es finden ja auch bei der Wehrmacht politische Schulungsvorträge statt, die auch keine Spur eines Versammlungscharakters haben!

Es gibt so viele Gebiete, die nicht nur den Anwärter interessieren müssen, sondern auch den

Der Chef des Stabes in Württemberg

von Erich Maler-Stehle

Der Chef des Stabes Luze kam nach Württemberg, um die Einweihung der SA.-Hilfswerkflager in Stuttgart und Isny vorzunehmen und gleichzeitig die württembergische SA. kennenzulernen.

Die SA.-Hilfswerkflager sind ein Geschenk der Städte Stuttgart und Isny an die SA. Die Parole des Winters heißt: „Keiner darf hungern und frieren.“ Dieses in der ganzen Welt einzigartig dastehende Liebeswerk des deutschen Volkes, das Winterhilfswerk, legt die Parole des Führers und Reichstanzlers in die Tat um.

SA.-Männer haben die schöne Aufgabe, mit den übrigen Organisationen und der Reichswehr zusammen sich aktiv für dieses große Hilfswerk einzusetzen. Der SA.-Mann aber denkt zuletzt an sich. So haben die Bürgermeister jener Städte sich entschlossen, der SA. nicht nur eine Dankeschuld abzutragen für ihren heldenmütigen Kampf um das neue Deutschland, sondern auch für ihr selbstloses Einsetzen zum Gelingen des Winterhilfswerkes.

So entstanden die SA.-Hilfswerkflager, die dem Zwecke dienen sollen, die arbeitslosen SA.-Kameraden aufzunehmen und sie über die Dauer ihrer Erwerbslosigkeit wirtschaftlich und beruflich zu schulen. Sie sollen das Hilfswerkflager als ganze Männer und Nationalsozialisten verlassen, die an Körper und Seele gestärkt, im Lebenskampf bestanden können, und die bereit sind, jederzeit für Deutschland als ganze Männer einzutreten.

Herbstliches Wetter war in Stuttgart, als der Chef des Stabes und Gruppenführer Ludin mit den begleitenden SA.-Führern zum SA.-Hilfswerkflager fuhr. Vor dem schlichten und doch so schmunzigen Haus waren die SA.-Männer angetreten, um ihren Stabschef zu begrüßen. 1500 Mann fanden in Reih und Glied als Abordnung der Württembergischen SA. Der Chef des Stabes begrüßte zuerst die angetretene SA. Von Reih zu Reih ging er und schaute jedem Mann ins Auge. Fest und willensstark leuchteten ihm die Blicke der SA.-Männer entgegen.

Nun ergriff Oberbürgermeister Dr. Strölin, Ehren-Oberführer der SA., das Wort. Nach ihm sprach der Gruppenführer Ludin in seiner markanten Sprache zu den Männern der SA. Er übergab hierauf das Heim an Stabschef Maler, der dem Gruppenführer für das in ihn gesetzte Vertrauen dankte. Dann spricht der Chef des Stabes. Die SA.-Männer stehen wie aus Erz gegossen und hören die Worte des Stabschefs, die sie im Innersten packen; noch fester wird ihr Blick, wenn der Chef des Stabes von der Verpflichtung und den Aufgaben der SA., die aus ihrer Tradition herauskommen, spricht. Hart wird die Sprache, als der Chef des Stabes an den 30. Juni erinnern mußte, und mit dankbarem Blick hörten die SA.-Männer, daß ein paar Verräter das Vertrauen des Führers zu seiner SA. nicht erschüttern konnten.

Das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied mit dem anschließenden Vorbeimarsch der angetretenen Formationen beschloß die eindrucksvolle Feier, der eine große Anzahl Gäste, u. a. der Reichsstatthalter von Württemberg, Murr, und der Ministerpräsident Mergenthaler beiwohnten.

Der Chef des Stabes besichtigte danach das Haus, um dessen Erschaffung sich, wie eine Tafel am Eingang besagt, Oberbürgermeister Strölin und Oberführer Mappes verdient gemacht haben, und sprach sich sehr lobend über die Einrichtung und die freundlichen, hellen Zimmer aus.

Den bedeutungsvollen Tag beschloß ein Zusammensein des Chefs des Stabes mit den SA.-Führern und alten Kämpfern. Gruppenführer Ludin ergriff nochmals das Wort, um dem Chef des Stabes für seinen Besuch zu danken, mit dem Gelöbnis, wie bisher treu zum Führer zu stehen und den Chef des Stabes in seiner schweren Arbeit zu unterstützen und so immer bereit zu sein, für Deutschland zu kämpfen.

Auch der Chef des Stabes sprach nochmals und dankte dem Gruppenführer für sein Gelöb-

nis. Er freute sich, so sagte der Chef des Stabes, daß er dem Führer erneut das Treuegelöbnis der württembergischen SA. überbringen könne, die unverbrüchlich zum Führer und zur Sache stehe.

Am Sonntagmorgen ging die Fahrt weiter, quer durch Württemberg. In den undurchdringlichen Nebel hinein. Mühjam bahnten sich die Lichter der Scheinwerfer den Weg durch die undurchdringliche milchigweiße Wand. Auf der Höhe aber drang plötzlich die Ulgewalt des Lichtes, die Sonne, durch den Schleier, und die Nebel zerfielen in nichts.

Nun lag vor unseren Augen das Württemberger Land. Berge und Täler, Wiesen, Wälder und Felder, Dörfer, Städte, Burgen und Ruinen grüßten von rechts und links. Es war eine herrliche Fahrt in den Morgen hinein. Dieses Land ist unser Heimatland. Wie ging einem da das Herz auf und die überwältigende Schönheit dieser Landschaft machte einem das Herz höher schlagen. Man schwur sich selbst, das Letzte einzusetzen für dieses Land, das unsere Heimat ist.

Schon grüßten uns die schneebedeckten Alpen in der Ferne. Auf der Boralim, im Allgäu, durch das wir fuhren, weidete noch das Vieh. Wenig Menschen sah man. Es war der Tag des Herrn, und Friede lag über der Natur.

Am Ziel erwarteten die SA.-Männer aus Isny und Umgebung ihren Chef des Stabes und ihren Gruppenführer. Wieder sprachen die SA.-Führer zu den SA.-Männern von ihren Pflichten, ihren Aufgaben, dem Willen und Ziel der SA. Und wieder schaute der Chef des Stabes in die Augen der SA.-Männer, aus denen der gleich feste Blick — einem Schwur für Führer und Vaterland gleich — kam.

So sah der Chef des Stabes die SA. im Mittelpunkt und am äußersten Ende Württembergs. Alle standen sie wie ein Mann, des Führers und seines Stabschefs treueste Gefolgschaft.

SA.-Gruppe Bayerische Ostmark

Die Fichtelgebirgs-SA. und ihr Gruppenführer

Trotz mitternächtlicher Stunde herrschte in der Ostmarkstadt Selb reges Leben. Die Standarte 29 hatte Gruppenführer Rafobrandt, den Führer der SA.-Gruppe Bayerische Ostmark zu Besuch, und ein Fackelzug und eine Serenade soll sein äußerlich Ausdruck verleihen der Verbundenheit der Standarte mit ihrem Gruppenführer. Zahlreich hatte sich die Bevölkerung auf dem Hans-Schemm-Platz eingefunden, als kurz vor Mitternacht der M.-3. der Standarte im Scheine der Fackeln aufmarschierte. Und schnell nahmen die Klänge des großen Zapfenkreuzes die Zuhörermenge in ihren Bann.

Noch kämpften am frühen Sonntag-Morgen die Nebel mit dem andrenenden Tag, als schon die ersten Sonderzüge und Lastautos des SA.-Männer aus den verschiedenen Orten des Standartengebietes nach Selb brachten. Stramm und ausgerichtet, voll freudiger Erwartung, zogen sie aus den Dörfern und Städten des Fichtelgebirges durch die noch stillen Straßen der Stadt Selb zum Appell-

platz, auf dem der Gruppenführer zu seinen SA.-Männern sprechen will, und der der Bedeutung der Stunde entsprechend seinen Schmutz mit Fackelkreuzfahnen, Wimpeln, Bändern und frischem Grün erhalten hatte.

5000 SA.-Männer waren zur Stelle.

Rechts und links vom Podium nahmen die Sturmabteilungen Aufstellung. Das Feldzeichen der Standarte 29, das am letzten Reichsparteitag vom Führer verliehen und geweiht wurde, fand auf dem Podium selbst seinen Platz. Das weite Rund des Platzes war dicht belagert mit Zuschauern. Ein glänzender Beweis für die Tatsache, wie stark die Bevölkerung Selbs und seiner näheren und weiteren Umgebung mit ihrer SA. verbunden ist.

5000 SA.-Männer konnte Standartenführer Buchmiller Gruppenführer Rafobrandt melden und mit Genugtuung feststellen, wie beim Abschreiten der Fronten jeder seiner SA.-Männer dem Gruppenführer fest und aufrichtig ins Auge schaute. In Begleitung des Gruppenführers befanden sich Brigadeführer Häffner und Standartenführer Grünwald.

„Wir begrüßen den Gruppenführer“, so rief Standartenführer Buchmiller seinen SA.-Männern zu, „in unserer Mitte auf das herzlichste. Wir freuen uns seiner Anwesenheit, weil ihm als Mensch und SA.-Führer unsere Achtung, Anerkennung und ganze Gefolgschaftsbereitschaft gehört. Auf dem letzten Parteitag wurde unsere Standarte in den Kreis der anderen älteren Standarten der „Braunen Armee“ vollwertig eingereiht, in dem der Führer ihr ein Feldzeichen verlieh und weihte. Sichtbar ist damit zum Ausdruck gekommen die Anerkennung des Führers für die Leistungen der SA. unseres Gebietes während der Kampfzeit und für die stillere, besinnliche Arbeit seit dem Sieg der Bewegung.“

Wir freuen uns des Feldzeichens und wir werden uns ehrlieh bemühen, uns ihm allezeit würdig zu erweisen. Ich selbst stehe heute zum ersten Male als Standartenführer bei einem Gesamtappell vor meinen SA.-Kameraden, die meine Mitkämpfer sind und die Garanten des neuen jungen Deutschlands. Führer und Gefolgschaft sollen eine Einheit sein, wenn ein hohes Endziel erreicht werden soll. Gerechtigkeit und Treue in Führung und Kameradschaft stelle ich dem Vertrauen und der Disziplin meiner SA.-Männer entgegen. An einem gedeihlichen Ende wird es so nicht mangeln.“

Das Lied vom „Guten Kameraden“ erklang, die Fahnen senkten sich und kurze Minuten gedachten alle der Kameraden in Feldgrau und Braun, die im Weltkrieg, bei den Kreikorpskämpfen und den darauffolgenden Kämpfen um die Erringung des deutschen Reiches für die nationalsozialistische Idee ihr Leben ließen. Die Toten von Langemarck, der Geist eines Schlageter, Horst Wessel und all die anderen, die für

die deutsche Sache kämpften und starben, sie mahnen uns: Haltet die Fahne hoch, unter der wir starben, und vollendet, was wir begannen.

Bewußt knüpfte Gruppenführer Rafobrandt an das an, was der Standartenführer von der Bedeutung des neu verliehenen Feldzeichens sagte. „Wenn jetzt jeder einzelne SA.-Mann, wie er vor mir steht“, so sprach der Gruppenführer, „einen Eid ablegt, das Feldzeichen seiner Standarte und seine Sturmabteilung immer in Ehren zu achten und sie niemals zu verlassen, so muß es ihm dabei voll bewußt sein, daß der Eid, den er freiwillig abzulegen gewillt ist, eine ernste und heilige Angelegenheit bedeutet. Der Eid verpflichtet für das ganze Leben, und mit dem Eid, den ihr jetzt leistet, wolle, verstreicht ihr euch auf immerdar dem Führer.“

Unter den Klängen des Horst-Wessel-Liedes weihte Gruppenführer Rafobrandt die Sturmabteilungen durch Verührung mit dem Feldzeichen. 21 Bollerhöfliche gaben dem Ernst der Stunde besonderen Ausdruck. Und nach dem Vorprung des Standartenführers sprachen mit erhobener Rechten die Männer der SA.-Standarte 29:

„Ich schwöre!“

„Alle Männer“, so fuhr Gruppenführer Rafobrandt fort, „haben frohen und bewußten Herzens mit dem Eid bekräftet ihre treue Zugeschicktheit zur Idee unseres Führers. Es gilt nun, praktisch die Forderungen zu erfüllen, die heute mehr wie sonst in weitanschaullicher Hinsicht an den SA.-Mann gestellt werden müssen. Treue, Disziplin und Gehorsam, das sind die Tugenden, die den Soldaten ausmachen und der SA.-Mann ist der politische Soldat seines Führers. Die SA. ist die Schule, durch die jeder junge Deutsche hindurchgehen soll.“

In der Schule der SA. gewinnt der junge SA.-Kamerad die Charakterfestigkeit, die den echten SA.-Mann ausmacht. Er muß sie sich aber erarbeiten und erkämpfen, auf daß sie in Wahrheit fest ist. Auch in Nürnberg sprach der Führer: „Und ihr habt doch gesiegt!“ Und wie an sich jede gute Tat Lohn und Anerkennung in sich trägt, so wird der schönste Lohn auch für jeden jungen SA.-Mann sein die kommende Erkenntnis, mitgearbeitet zu haben an der Erreichung des vom Führer gestellten Zieles: „Ein einziges Deutschland.“ Dem Führer galt das begeistert aufgenommene „Siege Heil!“

Durch die festlich geschmückten Straßen von Selb ging es in Seßreihen zur Wolf-Hitler-Strasse, in der Gruppenführer Rafobrandt den Vorbeimarsch abnahm. Und damit nahm der Standartenappell sein Ende.

Die SA.-Männer der Bayerischen Ostmark werden, jeder auf seinem Platz, getreulich Dienst tun an Volk und Vaterland. Der echte SA.-Mann will in Wahrheit nichts für sich, er dient dem Ganzen, dem Vaterland.

Truppführer R. A. Reiter.

Am schwarzen Brett

Die Oberste SA.-Führung teilt mit:

Tragen von Orden und Ehrenzeichen zum SA.-Dienstanzug

Bei der Obersten SA.-Führung gehen täglich Anfragen und Anträge ein, ob die Verfügung des Obersten SA.-Führers Nr. 22 082 betreffend Tragen von Orden und Ehrenzeichen zum SA.-Dienstanzug, verlaubar im Verordnungsblatt der Obersten SA.-Führung Nr. 33 vom 10. September 1934 unter Ziffer 4, nicht auf diese oder jene Orden, Gedentmünzen oder Medaillen ausgedehnt werden kann.

In der genannten Verfügung sind grundsätzlich alle diejenigen Orden und Ehrenzeichen berücksichtigt, die von Seiten des Staates oder der Partei für persönliche Leistungen, z. B. Kriegszorden, Rettungsmedaille, Deutsches und SA.-Sportabzeichen usw. oder für Teilnahme an bekannten besonderen Veranstaltungen, wie Koburg 1922/1932 und 9. November 1923, verliehen wurden.

Eine Ergänzung der Verfügung bzw. die Genehmigung des Tragens weiterer Abzeichen, Orden, Gedentmünzen oder Kriegserinnerungsmedaillen zum SA.-Dienstanzug, insbesondere solcher, die käuflich erworben werden oder zu deren Erwerb keine besonderen persönlichen Leistungen erforderlich sind, ist bei aller sonstigen Würdigung des Wertes dieser Abzeichen und Medaillen nicht möglich.

Die Oberste SA.-Führung bittet daher, von Anfragen und Anträgen dieser Art absehen zu wollen.

Tag der nationalen Solidarität

Im ganzen Reich findet am Sonnabend, den 8. Dezember 1934, nachmittags unter Leitung des Reichspropagandaleiters eine öffentliche Sammlung für das Winterhilfswerk statt, die von bekannten Persönlichkeiten des deutschen öffentlichen Lebens durchgeführt wird. Durch diese Aktion soll nicht nur ein besonders großer Sammelerfolg erreicht, sondern auch vor der Öffentlichkeit gezeigt werden, daß die Arbeit für das Winterhilfswerk, insbesondere die Sammelstätigkeit, eine Staatsbürgerpflicht ist, für die auch die höchsten Amtsinhaber des deutschen Volkes nicht zu schade sind.

Das SA.-Führerkorps hat zum Gelingen des guten Werkes beizutragen und kann sich daher am 8. Dezember im Dienstanzug an der Sammlung beteiligen. Nähere Anweisungen erteilen die einschlägigen Propagandaleiter der Partei, in deren Händen die verantwortliche Leitung liegt.

Der Chef des Stabes:
Luge.

Errichtung von Denkmälern

Reichsleiter A. Rosenberg gibt bekannt:

„Es ist in letzter Zeit mehrfach vorgekommen, daß für die Gefallenen der Bewegung oder aus anderen Anlässen Denkmäler usw. errichtet worden sind, die weder dem allgemeinen nationalsozialistischen Kulturwillen, noch dem Streben nach einem eigenen Stil entsprechen.“

Ich halte es deshalb für notwendig, daß alle Entwürfe für Denkmäler, Denksteine usw., wenn sie von Dienststellen der Bewegung oder in Zusammenarbeit mit diesen errichtet werden, vor Ausfertigung mir zur Stellungnahme vorgelegt werden, ausgenommen jene großen Baupläne, über die der Führer sich die Entscheidung selbst vorbehalten hat.

In meiner Dienststelle wird im Rahmen des Amtes für Kunstpflege Parteigenosse Robert Scholz diese Frage bearbeiten und ist hierfür mein Beauftragter.

Ich bitte die Herren Reichs- und Gauleiter, von dieser Anordnung den ihnen nachgeordneten Dienststellen Kenntnis zu geben.“

Zusatz der Obersten SA.-Führung:

Errichtung von Denkmälern, Denksteine usw. bleibt grundsätzlich den Dienststellen der Volk-Organisation vorbehalten. Die SA.-Dienststellen haben gegebenenfalls Anträge über die zuständigen Gruppen an die Gauleitungen zu richten.

Beschickung der Sportlehrgänge

Die Standarten melden auf dem Dienstwege, wenn Unternehmer oder Arbeitsämter Urlaub und Bezahlung für die Zeit der Lehrgangsteilnahme verweigern, sowie die Unternehmer, bei denen SA.-Führer oder Männer wegen Teilnahme an Lehrgängen ihre Stellung verloren haben, bzw. ihnen der Verlust ihrer Stellung angedroht wird.

Die Fälle sind namentlich aufzuführen unter Angabe, ob der betreffende SA.-Mann verheiratet ist und wieviel Kinder er hat.

Was den SA.-Mann interessiert

Gegen die Judenemigration in Südamerika erhob eine einflussreiche sozialpolitische Vereinigung in Brasilien öffentliche Proteste. Truppenteile der fernöstlichen Roten Armee (Sibirien) wollen in 83 Tagen 7000 Kilometer auf Schneeschuhen zurücklegen. Beim Übungsmarsch wurden 100 Kilometer in 3 Tagen bewältigt.

Judenfeindliche Demonstrationen wurden in Zürich vor dem Kabarett der Emigrantin Erika Mann veranstaltet.

Die Heiligpreisung Dollfuß wird in österreichischen Katholikentagen ernstlich erwogen.

Wegen kommunistischer und antisemitischer Kundgebungen wurden 21 jüdische Studenten aus dem Citycollege in Newyork ausgeschlossen.

Leuer duad üs Slav!

Frei und doch gebunden

Es gibt wohl kaum ein Wort, das so vielfältig aufgefaßt und ausgelegt wird, wie der Begriff — Freiheit. Er ist in der Geschichte und im Leben der Völker nordisch-germanischen Blutes unlöslich verflochten mit dem Begriff der Ehre.

Nur ein freier durfte im Rat der Männer erscheinen, nur ein freier durfte die Waffe tragen. Durch die ganze Geschichte der germanischen Stämme klingt bis auf unsere Tage das hohe Lied der Freiheit. Im nordischen Wikinger, im germanischen Ritter, im preußischen Offizier und im germanischen Bauern erkennen wir den Träger rassegebundener Ehr- und Freiheitsbegriffe, den Verkünder einer Kraft, die ungeboren leben- und schicksalgestaltend bis auf unsere Tage wirkt.

Der Germane mußte ein freier Mensch sein, oder sein Dasein hätte seinen Sinn verloren. Ehre und Freiheit trieben einzelne wie ganze Völkerstämme in die Ferne, in Länder, wo Raum war für freies Herrschen und artgemäße Lebens- und Kulturgestaltung:

„Der Mensch soll frei sein und ein Herr aller seiner Werke, ungehört und ungezwungen“ (Eckehard).

Unendlich viel deutsches Blut ist um der Freiheit willen geflossen. Die edelsten der germanischen Menschen haben seit der Gewaltbekehrung zum Christentum durch Karl den Franken bis herauf in unsere Tage ihr Gut und Blut für die Freiheit des Geistes und der Nation geopfert.

Freiheit, Ordnung und Gebundenheit waren dem Germanen keine Begriffe gegensätzlicher Art, sie waren ein organisches Ganzes, aus dessen Zentrum große, unzerstörliche Werte geboren wurden. Macht, aller Bestie, jede Bindung, jede Handlung stand im Dienste der Ehre und der Freiheit, für die auch das Leben nötigenfalls unbedenklich und ohne Wimperzucken zum Opfer gebracht wurde.

Das Gesetz der Ehre und der Freiheit ist der Schicksalsero unserer ganzen Geschichte. Ein typisches Beispiel für die schicksalgestaltende Kraft dieser Begriffe ist uns das Sippenleben der Germanen. Der Führer der Sippen und des Volkes war der Erste unter allen Freien. Andere Rassen, die ein völlig anderes Erbgut in ihrer Seele tragen, können sich und ihre Kultur am Leben halten, selbst wenn ihr Herrscher Tyrann über Sklaven ist.

Anderer die germanische Rasse. Für sie konnte nur ein freier oder edler als Führer in Frage kommen. Edel oder abelig war aber nur ein freier unabhängiger Mann, der eigenen Grund und Boden und einen von seinen Vorvätern ererbten Hof sein Eigen nannte. Dieser Hof hieß „Dial“, d. h. Geschenk oder Lehen des Alls oder der Sonne.

Sein Eigentum bildete die Grundlage der Lebensmöglichkeit und blutsmächtigen Weiterentwicklung der Sippe. Der Dials Hof war für alle Zeiten unveräußerlich.

So ist der Begriff Dial, „odalig“ oder „adelig“ zu einem Rechtsbegriff geworden, der das

Verhältnis des germanischen Menschen zu Sippe, Raum und Volk als Glied der ewigen Kette des Werdens und Vergehens offenbart. Aus dieser Einstellung heraus ist uns auch der Freiheitsbegriff des germanischen Menschen verständlich. Freiheit bedeutet für ihn nicht unbeschränkte Loslösung, sondern Gebundenheit an die Pflichten gegenüber der Sippe und dem Boden. Es ist das germanische Boden- oder Sippenrecht — in den nordischen Ländern auch heute noch Dalsrecht genannt — das in der freiwilligen Anerkennung der Gebundenheit des einzelnen an die Gemeinschaft wurzelt.

Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung hat der Freiheitsbegriff durch die Philosophie der Aufklärung eine Wandlung erfahren. Der Freiheitsbegriff der französischen Revolution setzt die Freiheit gleich mit völliger Loslösung von allen organischen Bindungen. Er fand seine politische Prägung im Liberalismus und führt theoretisch zwangsläufig zur Anarchie. Da der Mensch aber ein „Gesellschaftswesen“ ist und nur in Gemeinschaft mit anderen leben und seine Kräfte entfalten kann, führte der Liberalismus zur politischen Konstitution der Demokratie als mechanische Zusammensetzung einer Summe ohne Bindung und nur für sich selbst lebender Einzelwesen. Je weiter die Lösung der Menschen von Blut und Boden vor sich ging, desto mehr zerfiel das Volksleben, die Kultur und die organische Ordnung aller menschlichen und staatlichen Bindungen.

Hierin beruht der entscheidende Gegensatz zwischen dem Freiheitsbegriff des germanischen Menschen und dem der französischen Aufklärung: Die Menschen der französischen Revolution und des Liberalismus wollten frei und ohne jegliche Bindung an Volk und Staat leben, wurden in Wahrheit aber Sklaven ihres eigenen Ichs, während der germanische Mensch in der freiwilligen Anerkennung der Pflichten des Blutes und der Rasse die sittliche Begrenzung erfüllt und dadurch tatsächlich frei wird.

Darin beruht auch der entscheidende Gegensatz der nationalsozialistischen Weltanschauung zum Liberalismus der vergangenen Epoche: Im Nationalsozialismus erleben wir eine Wiedergeburt der alten, im Dalsrecht verankerten Freiheitsauffassung. Wir kehren damit wieder zu der organischen d. h. der germanischen Rasse und ihrer artgemäßen Glauben entsprungenen moralischen und rechtlichen Auffassung der Freiheit zurück. Wir erkennen das Leben als eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Sippe, dem Stamm, dem Volk an und werden damit wieder zu einem Volk von wahrhaft Freien. Wir überbrücken die Jahrhunderte gelungener Irrfahrt des deutschen Volkes und stellen wieder den Einklang mit der unsterblichen Seele unserer germanischen Vorfahren her, der durch die Jahrtausende hindurch immer wieder die Worte zur Tat werden ließ: Leuer duad üs Slav.

G. S.

Von der Elbe bis zur Weser

Von der Weser bis zur Elbe, von dem Harz bis an das Meer
Stehen Niederfachens Söhne, eine feste Burg und Wehr.

Fest wie unsere Eichen halten allezeit wir stand,
Wenn Stürme brausen übers deutsche Vaterland.

Wir sind die Niederfachens, Sturmfest und erdverwachsen,
Heil Herzog Wittelinds Stamm!

So klingt es durch die braunen Reihen der SA., als wir uns an einem herrlichen Herbstsonntag gegen 9 Uhr auf dem großen Exerzierplatz in Stade sammeln, um nach Bremerhaven zu fahren. Von den Stürmen der Standsdarte 31 sind Abordnungen in Stärke von 7 bis 8 Mann gestellt, die zu Fuß, mit Fahrrädern und auf Kraftwagen auf dem Sammelplatz eintreffen. Strahlender Sonnenschein liegt über dem Platz, als wir die Mäntel abziehen und schnell zu zwei Stürmen von je 90 Mann zusammengestellt sind.

Unser Standartenführer Reichardt und Sturmhauptführer Schulk übernehmen je einen Sturm, und durch einen kurzen Dauerlauf werden die vom Fahren verkrampften Glieder wieder beweglich gemacht. In Scherzreihen üben die Stürme, die durchweg aus „langen Kerls“ bestehen, mit Freude und Energie den Vorbeimarsch und nach einigen Ermunterungen klappt der Laden. Dann geht es in die Stadt, der Spielmannszug vorneweg, zur Volksküche, wo uns die Frauenschaft ein schmackhaftes Eintopfergericht, Kohl mit Fleisch und Kartoffeln, in Soldaten- und SA.-Mund als „Fühlappen“ bezeichnet, verabreicht.

Es wird tüchtig eingezogen. Nun hinauf auf die Kraftwagen und mit Gesang hinein in die sonnige Landschaft. Bei der Fahrt durch die Dettschaften ertönt von den Wagen Trommel- und Hörnerklang, alte Kampflieder werden gesungen, ein Winken und Rufen hinüber und herüber, und die Augen der alten Kämpfer glänzen, es ist ganz wie früher bei den Propagandafahrten! Gegen 3 Uhr kommt Wesermünde-Bremerhaven in Sicht, die Weser zur Linken mit dem großen Fischereihafen, die Industrieerwerke auf beiden Weserufeln.

Wesermünde-Bremerhaven hat heute seinen großen Tag, der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, ist in Bremerhaven. Er hat zu den Schiffahrtstreifen gesprochen und ist an Bord der „Bremen“, die mit der „Europa“ und dem „Columbus“ im Hafen liegt. Unser Standartenführer im offenen Kraftwagen vorne, dahinter drei große Kraftwagen, so fahren wir durch die jahnegeschmückte Stadt. Überall braune Kolonnen der SA., SS., NS. usw., besonders stark die Marine-SA., mit Muff und

Gesang. Um 3 Uhr treffen wir auf dem Sammelplatz ein, wo Tausende von SA.-Männern bereits versammelt sind und reihen uns ein an unseren Platz. Der Präsentiermarsch erklingt und der Brigadeführer Raede begrüßt die SA.

Gleich darauf wieder Kommandos, eifern steht die SA., ein donnerndes Heil begrüßt den Gruppenführer Böhmker, dem wir heute zum ersten Male Auge in Auge gegenüberstehen. Er spricht zur SA., markig und ernst, erläutert die Aufgaben, die noch in reichem Maße vor uns liegen, findet Worte, die uns aus dem Herzen gesprochen sind, so daß einmal ganz unmißverständlich lautes Bravo ihn unterbricht. Der Gruppenführer begrüßt die SA.-Reserve I, die heute feierlich auf den Führer verpflichtet werden soll.

Er reißt diese Männer, die meist alte Frontkämpfer sind, ein in unsere Reihen, fordert und verspricht eiserne Kameradschaft. Er rechnet scharf ab mit den Unbefehrbaren, die in einer Zeit, wo das ganze deutsche Volk wie ein Hod hinter dem Führer stehen muß, ihre kleinen eigenmächtigen Wünsche in den Vordergrund stellen.

Die SA.-Reserve I spricht ihr Gelöbnis auf den Führer und an ihren Reihen werden die alten Sturmfähnen vorbeigetragen. Dann rauscht das Horst-Wessel-Lied auf und das Sieg-Heil auf den Führer beschließt den Appell.

Und jetzt gehen sich die langen Reihen in Bewegung, um an dem Stellvertreter des Führers vorbeizumarschieren. Wieder geht es mit Spiel und Gesang durch die Stadt. Die Straßen gefüllt von dichten Menschenmassen. In der Dämmerung liegt auf der Weser der gewaltige Schattenschiff der „Bremen“ und nun plötzlich flammt auf dem Ozeantiefen die elektrische Beleuchtung auf und in strahlendem Glanze liegt der Riese vor uns.

Briefkasten

Alle für den Briefkasten bestimmten Einsendungen sind unter dem Kennwort „Briefkasten“ zu richten an: Die Schriftleitung des „S.A.-Mann“ München, Schellingstraße 9/1!

Berühmtenabzeichen.
Das Berühmtenabzeichen wurde bestanden: Bei einem einmaligen Verwundung in Ebnars, bei dreimaliger in Silber und bei mehr als dreimaliger Verwundung in Gold.

Wer kennt das Lied?
Ein Kamerad bittet um Bekanntgabe des Textes bzw. Nachweis, wo das Lied zu erhalten ist, welches im Herbst 1934 unter dem Titel: „Deutsch schlägt das Herz mit / Deutsch ist der Boden / Deutschland soll leben / Frei soll es sein.“
Andere Angaben erbeten an den Briefkasten des „S.A.-Mann“.

Wiederaufnahme in die Partei.
Ein SA.-Mann, der bis zum Januar 1933 Mitglied der NSDAP war, dann aber infolge außerordentlicher wirtschaftlicher Notlage austraten mußte, hat jetzt Arbeit bekommen und möchte unter Nachzahlung der ausfallenden Mitgliedsbeiträge wieder in die Partei eintreten. Die Zugehörigkeit zur SA. wurde bis heute nicht unterbrochen.

Nach Rückfrage bei der Reichsleitung ist in diesem Falle eine Wiederaufnahme möglich, wenn in einem Gefechts- oder aufständigen Ortsgruppe der Sachverhalt genau dargelegt wird.

Nachfragen.
Eine Doppelrechnung von SA.-Dienstzeit kann in keinem Falle stattfinden, da SA.-Dienst immer und überall gleichberechtigt wird, ob er im Sturm, im Wachdienst oder sonstwie geleistet wurde.

Rechtsstellung der Unehelichen im Dritten Reich.
Die Unehelichen sind im Dritten Reich sowohl als Angehörige der Stadt und Gemeinden, als auch in der Partei, SA. und SS. den Ehelichen vollkommen gleichgestellt. Schließlich im Dienst hinter einem Ehelichen Kriegsbefähigten der selbst unehelich ist, gleichberechtigt in SS. und SA. eintreten.

Abstammungsnachweis.
In Fällen, wo der Abstammungsnachweis nicht einwandfrei erbracht werden kann, ist durch das „Amt für Rassenforschung“ im Reichsministerium des Innern, Berlin, Kusturamt und Rat zu erholen.

Wann grüßt der SA.-Mann?
Eine diesbezügliche Anfrage gibt Veranlassung zu folgender Feststellung:

Beim Abgehen des Deutschland- und Horst-Wessel-Liedes und zwar bei sämtlichen Strophen, die gesungen werden, erhebt der SA.-Mann den rechten Arm zum Deutschen Gruß. Ebenso beim „Sieg-Heil!“ Während des Marsches unterbleibt der Gruß.

Wenn Fahnen dienstlich vorbeigezogen werden oder wenn eine Fahne an der Spitze einer geordneten Formation sich befindet, grüßt der SA.-Mann wie jeder andere Volksgenosse. Wenn jedoch eine Formation marschieren und die Fahne abgelegt ist, wird nicht gegrüßt.

Bei der SA.-Mann im Dienst in der geschlossenen Formation, z. B. bei Massenabberufungen usw., so grüßt er nicht. Steht er dagegen allein auf einem Posten, so grüßt er.

Oben und Ehrezeichen.
Zum SA.-Dienstanzug ist auch das Tragen der Freiheitsmütze, des Schlegelstulches und des Flandernkreuzes verboten.

Gemeinnützige Feinsaurer und SA.
Nach Verfügung der NSDAP, 9 13 022 vom 30. 5. 34 können ehemalige Angehörige einer Feinsaurerorganisation, die in die SA. aufgenommen werden, nach in derselben werden, falls eine Aufnahme in Kenntnis der früheren Vorgesetzten erfolgt ist.

Schereichische und ungarische Kriegserinnerungsmedaillen.
Auf Grund wiederholter Anfragen, ob das Tragen dieser Auszeichnungen zum SA.-Dienstanzug gestattet ist, stellen wir fest, daß dies nicht der Fall ist. Zum SA.-Dienstanzug ist das Tragen auch der SA.-Mann selbstverständlich gestattet. Eine diesbezügliche Verfügung wird demnächst nach Mitteilung der NSDAP, durch die WSA. an die gesamte Presse ergehen.

Erhaltene für Dienstdolche.
Anforderungen über Erhaltene für Dienstdolche sind nur an die Reichszeugmeisterei, München, Schwandlauerstraße 88, zu richten.

Armeestellen für abgediente SA.-Männer.
Fortlaufend gelangen zahlreiche Anfragen an die Schriftleitung, die sich mit der Beschaffung der Armeestellen befassen. Es handelt sich hierbei durchwegs um bedienstete oder Grenzkräfte, die eine eingehendere Nachprüfung bedürfen. Hierzu sind allein bis in Mitte 8 der Beschaffung, die bis in Folge 48 des „S.A.-Mann“ zum Ausdruck brachten, genannten SA.-Führer berechtigt und in der Lage.

Die Anfragen im einzelnen zu beantworten, ist uns gänzlich unmöglich und bitten wir unsere Leser, die Anfragen auf dem Dienstwege an den zuständigen SA.-Führer zu richten, der jeden Fall pflichtgemäß genau prüfen wird.

Unterrichtsbücher für die SA.
Von SA.-Unterrichtsbüchern gelangen oft Anfragen über geeignete Unterrichtsbücher für die Ausbildung der SA., nationalsozialistische Schulung usw. an uns. Solche Anfragen werden zweckmäßig unmittelbar an den Zentralverlag der NSDAP, Fra. Eber Nachf., München, Dierckstraße 11, gerichtet, der entsprechende Verzeichnisse, Preislisten usw. vorzulegen hat.

und endlose Menschenmassen. Näher und näher ertönt der Parademarsch, dann „Achtung!“ und „Augen rechts!“ Wie ein Schlag ertönt unser Paradeschritt, und dann sehen wir den Stellvertreter des Führers, im Kraftwagen stehend, wie er mit entblößtem Haupt und erhobenem Arm die SA. grüßt.

Wir sehen ihm ins Auge, nur wenige Schritte und dann sind wir vorbei. Langsam löst sich die Spannung und nun geht es zurück auf den Sammelplatz. Noch einmal spricht unser Standartenführer. Er spricht seine Anerkennung aus über die disziplinierte Leistung des heutigen Tages. Wir stehen durch gemeinsames Erleben in unerschütterlichen Glauben an den Führer in enger Kameradschaft zusammen und gehorchen ihm blindlings. Mit diesen Worten und mit einem „Sieg-Heil!“ auf den Führer läßt uns der Standartenführer wegtreten.

Brotbeutel und Feldflaschen werden erleichtert, wieder geht es auf die Kraftwagen und mit Gesang durch die nächsten Straßen, zurück in die Heimat. Ununterbrochen ertönen die Lieder der SA. und gegen 10 Uhr sind wir wieder daheim angekommen. Es war wieder ein Tag, der das Zusammengehörigkeitsgefühl gefestigt hat. Langsam verlieren sich die einzelnen Trupps in das nächtliche Dunkel und immer schwächer werdend, verfallt es:

Fest wie unfre Eichen halten allezeit wir stand,
Wenn Stürme brausen übers deutsche Vaterland.
Wir sind die Niederfachens, Sturmfest und erdverwachsen,

Heil Herzog Wittelinds Stamm!

Oberstführer Gerdels, 4/31.

Die sozialen Einrichtungen der fränkischen SA.

Ingeheuer vielseitig und verantwortungsvoll ist heute der Aufgabenkreis eines verantwortungsbewußten SA.-Führers. Waren vor der Machtübernahme, bedingt durch den nur auf ein Ziel konzentrierten Kampf der Bewegung um die Macht im Staate die Aufgaben der SA. nur einige wenige, klar umrissene, so änderte sich dies mit dem Einbau der SA. in den Staat grundförmlich. Traten doch damit zu den bisherigen Aufgaben politischen Soldatentums noch solche zur äußeren Machticherung der Bewe-

war die Gruppe Franken. Mit der Machtübernahme setzte zugleich die Arbeit nach dieser Richtung hin durch eine systematische und planvolle Rückführung der arbeitslosen SA.-Männer in den Arbeitsprozeß ein. Selbstverständlich konnte dies nur unter verständnisvoller Mitwirkung der PD. und der staatlichen Stellen vor sich gehen. Die große Zahl der in kürzester Zeit in den Arbeitsprozeß wieder eingegliederten SA.-Männer der Gruppe Franken und die Tatsache, daß diese Eingliederung ohne jegliche Differenzen und



Im Waschkraum des H.W.-Lagers Fürth

gung und der gewaltige Aufgabenkreis der sozialen Fürsorge und Betreuung der SA. hinzu. Die SA. als selbständige Gliederung der Bewegung und als Kampf- und Schicksalsgemeinschaft der politischen Soldaten des Dritten Reiches konnte gerade diese letztere Aufgabe, von deren Lösung der Geist und das Wesensgefüge der SA. überhaupt abhängig sind, nicht anderen Wohlfahrtsorganisationen überlassen. Der SA.-Mann muß durch den SA.-Mann betreut werden, sollen die Kameradschaft und das Vertrauen in die Führerschaft — die Grundlagen der SA. überhaupt — nicht ins Wanken geraten. Mit der Machtübernahme war vor allem die SA. gezwungen, jene Männer, die jahrelang unter größten persönlichen Opfern und Entbehrungen gekämpft hatten, die jahrelang in der Lethargie der Arbeitslosigkeit gelebt und die Stempelstellen des Weimarer Staates frequentiert hatten, wieder in geordnete berufliche Bahnen zurückzuführen, sollte nicht ein Heer unzufriedener, am Leben gescheiterter und an der Zukunft verzweifelter Landsknechts- und Kondottiere-Existenzen geschaffen werden, das mit der Zeit zwangsläufig zu einer Gefahr für den Staat werden mußte.

Eine der ersten SA.-Gruppen welche die Bedeutung dieses Problems in seiner ganzen Größe und der sich daraus ergebenden neuen Aufgaben von Anfang an erkannt hatte,

Reibungen vor sich gegangen ist, mag als Beweis für das glänzende Zusammenarbeiten der fränkischen SA. mit den übrigen Gliederungen der Bewegung und für das Verständnis, das dem Kampf und den Opfern der SA. gerade im Gau Franken entgegengebracht wurde, dienen.

Selbstverständlich blieb trotz größter Bemühungen immerhin ein Prozentsatz gerade alter SA.-Männer, die durch lange Erwerbslosigkeit weder körperlich noch beruflich in der Lage waren, den Anforderungen des modernen Berufslebens zu genügen, übrig. Vielsach waren es gerade solche SA.-Männer, die einst in den Zeiten des Kampfes als die Besten und Treuesten und Zuverlässigsten gegolten hatten.

Ihnen und ihrer Lage mußte natürlich größtes Verständnis entgegengebracht werden. Die Arbeitsbeschaffung für sie bot ganz besondere Schwierigkeiten, und zu ihrer Eingliederung in das Berufsleben mußten andere Wege beschritten werden, als sie sonst üblich waren.



SA.-Männer am Schraubstöß und an den Bohrmaschinen

Die nach beruflichen Gesichtspunkten gegliedert und organisiert werden mußten. Weiterhin war man sich darüber im klaren, daß dem im Hilfswerklager untergebrachten SA.-Mann etwas Greifbares gegeben werden mußte, daß die für ihn im Hilfswerklager verbrachte Zeit eine Schulung für das ganze Leben sein mußte. Entsprechend diesen Grundideen gestaltete sich dann auch der Dienstbetrieb im Hilfswerklager.

Der aus dem Hilfswerklager entlassene und in das Berufsleben zurückkehrende SA.-Mann mußte körperlich und beruflich in eine Verfassung gebracht werden, die es ihm ermöglichte, nicht nur der Tatsache wegen, daß er eben SA.-Mann ist, Arbeit zu finden, sondern sei-

besten Erfahrungen mit den in fränkischen Hilfswerklagern erzogenen, geschulten und umgeschulten SA.-Männern gemacht worden, so wäre es wohl kaum möglich, daß Industrie und Gewerbe gerade immer wieder besonderen Wert auf die Einstellung der durch das Hilfswerklager gegangenen SA.-Männer legen würden.

Da ist zum Beispiel das von SA.-Männern technischer Berufe belegte Hilfswerklager Fürth. In seinen Baulichkeiten ist dieses Lager aus einer alten, mit Gerümpel angefüllten Lagerhalle entstanden, die, mit geringsten finanziellen Mitteln durch eigene Arbeitskräfte umgebaut, zu einem Bau geworden ist, der in seinen hygienischen Einrichtungen den Vergleich mit jeder Kaserne aushalten kann. Neben sportlicher Betätigung, intensiver Körperkultur und durch beste Lehrkräfte vermittelter weltanschaulicher Ausbildung ist hier den Angehörigen der verschiedensten technischen Berufe die Möglichkeit beruflicher Fortbildung und Umschulung gegeben.



In der Lehrwerkstätte des Hilfswerklagers Fürth

ner erhöhten Leistung wegen. Die dem SA.-Mann im Hilfswerklager gegebene Erziehung sollte für ihn in die Lage versetzen, sein politisches Soldatentum durch vorzüglichste Leistung im praktischen Berufsleben zum Ausdruck

Die Firma Siemens-Schuckert hat in ihrer Lehrwerkstätte einen eigenen Lehrgang mit theoretischen und praktischen Bildungs- und Schulungsmöglichkeiten eingerichtet. Ein gleicher Lehrgang läuft bei den Viktoria-Werken. Der jahrelang arbeitslose SA.-Mann wird hier in soldatischer Disziplin langsam an eine geregelte Arbeit gewöhnt und erhält darüber hinaus eine hervorragende berufliche Bildung, die es ihm möglich macht, nicht auf Grund der Tatsache, daß er SA.-Mann ist, sondern seiner besseren Leistung als SA.-Mann wegen ein berufliches Fortkommen nach seiner Entlassung aus dem Hilfswerklager zu finden.

Ein Hilfswerklager anderer Art besteht in Herrieden bei Ansbach, wo die in landwirtschaftlichen und damit verwandten Berufen früher tätig gewesenen erwerbslosen SA.-Männer — allerdings nur in beschränkter Anzahl — untergebracht sind. Ein mit diesem Hilfswerklager verbundenes kleines Bauerngut wird hier von



Die Mechaniker der SA. werden geschult



Freiübungen und Sport vor der Arbeit

In ihrem vielseitigen Bemühen um das Schicksal dieser Männer sah auch die Führung der Gruppe Franken in der in diesem Frühjahr erfolgten Aufstellung von Hilfswerklagern von vornherein das Mittel, das geeignet war, ihre alten erwerbslosen SA.-Männer wieder in ein geregelteres Leben zurückzuführen.

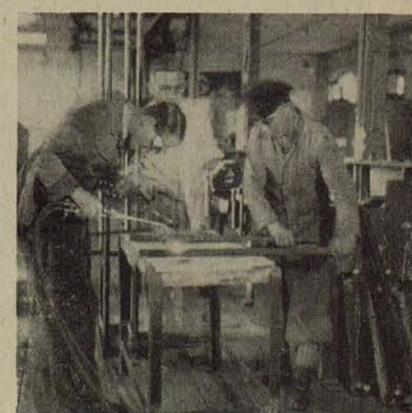
Die von der Gruppe Franken aufgestellten Hilfswerklager waren von vornherein als Mittel beruflicher Umschulung und körperlicher Erholung der SA.-Männer, die, geschwächt durch die Entbehrungen der Kampfsjahre und beruflich durch lange Arbeitslosigkeit außerstande zu geregelter Arbeit waren, aufgegeben.

Ein eigenes Referat der Gruppe wurde mit der Aufgabe der Organisation und Betreuung dieser Hilfswerklager betraut. Von vornherein ging man dabei von dem Grundsatz aus, daß wenn diese Hilfswerklager ihrer sozialen Aufgabe gerecht werden wollten,

bringen zu können. Der aus dem Hilfswerklager hervorgegangene SA.-Mann sollte zu einem Mutter an Leistung, Disziplin und weltanschaulich-charakterfester Haltung erzogen werden.

Die bisher mit den aus den Hilfswerklagern der Gruppe Franken in das Berufsleben zurückkehrenden SA.-Männern gemachten praktischen Erfahrungen zeigen, daß die in die Erziehungsarbeit der Hilfswerklager gesetzten Hoffnungen vollauf berechtigt waren, denn es ist heute schon Tatsache, daß sich Industrie und Gewerbe um die aus den Hilfswerklagern entlassenen SA.-Männer geradezu reißen.

Täglich treten die Arbeitsämter an die Hilfswerklager heran mit dem Ersuchen um Überweisung ausscheidender geschulter SA.-Männer. Die Zahl der vorhandenen Anträge übersteigt das vorhandene Angebot an aus den Hilfswerklagern in das Berufsleben zurückkehrenden Arbeitskräften. Wären daher nicht die denkbar



In den Kempe-Werken

den Männern des Hilfswerklagers betreut, die unter der sachgemäßen Anleitung von Lehrkräften der Landwirtschaftsschule in Triesdorf eine Ausbildung erfahren, die es ihnen möglich macht, später einmal sich als Siedler eine eigene Existenz zu gründen.

So arbeitet die Gruppe Franken praktisch heute schon mit bestem Erfolg an der Lösung des Problems der Bekämpfung der Landflucht und der Rückführung landgeborener Existenzen in bäuer-

Unsere SA.-Burg

„Bastion Sternwarte“, das neue Heim der Standarte 1

Von fern dringt Großstadtlärm durch. In hellem Licht eines schönen Herbsttages zeichnet sich klar unser Ziel — umgeben von wohlgepflegten Anlagen und unsymmetrisch verteilten Baumgruppen — ab. Dennoch ruht das Auge nur halb bewußt über all dieser Schönheit; denn die Gedanken weilen unausgesetzt bei unserer Bastion.

Das weit über die Mauern Königsbergs unter dem Namen „Bastion Sternwarte“ bekannte Bollwerk, das zu den Befestigungen aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gehört, hatte sich die Standarte 1 zu ihrem endgültigen Heime auserlesen. Wo die Bollwerke gegen feindliche Gewalten standen, sollte ein neues Bollwerk entstehen.

Und ein richtiges SA.-Heim muß von Romantik und allerlei Ungewöhnlichem umwittert sein. Für einen Bau inmitten einer Großstadt ist das oft eine unerfüllbare Forderung. Mit der Wahl der „Bastion Sternwarte“ war ein guter Griff getan. Das neue Heim hat eine wirklich romantische Lage und die ganze Art des Bauwerkes gehört bestimmt nicht zu Althergebrachtem. Eine großartige Verlassenheit von allen modernen Bedingungen einer Großstadt.

Unvermutet zwingt sich dem Beschauer ein Vergleich mit ähnlichen Bauwerken des nächsten Zentrums alter deutscher Kultur — Danzig — auf. Dort der alte hanseatische Geist! Hier um einige entscheidende Grade kriegerischer. Das Bauwerk, mit einzelnen lanzenhaft eingerahmten schlanken Türmchen, mit der Kahlheit seiner Flächen, die sie nicht freundlich nach den Häusern auslegen, ragt in das flache Land hinaus! Nicht wie ein Gnadenbild, sondern wie ein Symbol von Trost.

Jahrzehntelang lernte hier die Jugend in hartem Ringen die Tugenden deutscher Manneszucht. Eine gewaltige Energie trieb nach dieser Erziehung fühne Elemente, militärische und charakterstarke, gegen den Strom aufsteigenden, jüdischen Internationalismus und Ver-

schensbeglückung. Hier war alles aus neuer Kraft zu schaffen.

Nicht ohne Kummer über die Verwirrung verirrter Volksgenossen gingen die Männer mit frischem Mut daran, Ordnung, Manneszucht und Sauberheit in ihrem neuen Heim wiederherzustellen, wie sie es kurz zuvor im großen Vaterlande getan hatten. Des Tages Mühen ließen diese schlichten Kämpfer nicht müde oder gar wankend werden, das gesteckte Ziel aufzugeben. Bis spät in die Abendstunden sah man monatelang SA.-Männer beim Fensterputzen, Scheuern, Malern, Sägen, Ausbessern schadhafter Stellen. Ob diese Arbeiten mit ihrem Verufe zusammenhingen, spielte hier keine Rolle. Die große Linie für die SA. zu schaffen, ließ sie Urlaub und Vergnügen vergessen. Und so zog unter ihrem eisernen Willen wieder Ordnungssinn und Daseinsberechtigung in diese Mauern ein.

Endlich war es auch so weit, daß die Stant-



Zum ersten Male steigt die Flagge auf den Mast



„Bastion Sternwarte“, das Heim der Standarte 1

SA.-Heimen. Dieses sind nun nicht Zimmer im üblichen Sinne, sondern solche von beträchtlichem Ausmaß und mit Deckengewölbe.

Bei der Plumpheit dieser alten homogenen Mauermaassen ist die Wölbung der stärkste Erfolg in der Lösung des Baustoffes nach Kraftrichtungen. Und unter diesem Gesichtspunkte wurden fast alle Deckengewölbe der Sturmmzimmer einheitlich weiß gehalten. Es ist nicht möglich, die Sturmmzimmer mit ihren Einrichtungen — ein späterer Aufsatz mag hierüber berichten — bis ins einzelne zu schildern. Kommt und seht sie euch selbst an! Persönliche Eindrücke entscheiden hier, mit wieviel Liebe und Mühe hieran gearbeitet worden ist, um die Räume heimlich zu gestalten. Eins sei aber verraten, daß einzelne Stürme es im „Organisieren fürs Heim“ zu nie geahnter Virtuosität gebracht haben.

Im Obergeschosß die Diensträume der Standarte und Sturmbanne. Hier herrscht im Gegensatz zu dem Erdgeschosß kühle Sachlichkeit. In jedem Zimmer fast die gleiche Ausstattung: Schreibtische, Stühle, Aktenschränke. Mitten zwischen dieser Nüchternheit unser „Allerheiligstes“: Die Arbeitsstätte unserer Standartenführer. Dieser Raum, der als Ausstattung nur einen Schreibtisch, einen großen Schrank, in dem unsere KKS.-Wäfsen und die Standartenbibliothek aufbewahrt werden, bekommt seine Weiße durch die hier aufgesteckten zwölf Sturmflaggen.

Angehts dieser Flaggen werden wir still und andächtig, in Gedanken an die Zeit stolzen und harten Kampfes. Es ist etwas eigenartiges um diese nationalsozialistischen Symbole! Nicht zu erfassen und zu ergründen! Und doch ein Endziel! Nicht wankend zu werden in blindem Gehorsam zu unserm Führer und seiner Idee!

An das Hauptstück schließt sich ein großer geräumiger Hof an, der wiederum halbkreisförmig von dem zweiten Baustück der Bastion — dem Nierenstück — eingegrenzt wird. Inmitten des Hofes ein großer Brunnen. Ringsherum starke, burgartige Mauern. Man fühlt sich um Jahrzehnte zurückversetzt. Doch kündigt überall neuer Geist das Reich von heute.

In dem sogenannten Nierenstück sind, wie im Hauptstück, Sturmmzimmer untergebracht, denn die

Standarte hatte sich bewußt mit ihren Diensträumen zugunsten der Stürme eingesetzt. Überall ist auch hier im Rahmen des Möglichen Neues geschaffen worden. Umgeben von den Sturmmzimmern liegt das große SA.-Heim der Standarte. Drei große freundliche Zimmer mit je 8 Betten sollen arbeitslosen SA.-Männern das Starnhaus oder das eigene Heim ersetzen. Alles sparsam, einfach und doch anheimelnd eingerichtet. Überall peinliche Sauberkeit. Auch finden durchreisende SA.-Kameraden hier Unterkunft für die Nacht.

Eine Fülle von Eindrücken stürmt auf den Beschauer ein. Ein Werk geht seiner Vollendung entgegen, das charaktervoll und stark ist, wie die Bewegung selbst.

Endlich war der langersehnte Tag der ersten feierlichen Flaggenhissung da. Unter Vorantritt des SS. und MZ. marschierten die Abordnungen der einzelnen Stürme von dem Hofe der Bastion auf den Deutschordensring, Standartenführer Kübler nimmt die Meldung entgegen und schreitet unter den Klängen des Präsenzmarsches die Front ab. — Helle, scharfe Kommandos: Stillgestanden! ... Augen rechts! — Hißt Flagge! — Und unter den Klängen des Horst-Wessel-Liedes steigen langsam die Flaggen auf in den sonnigen Herbstmorgen.

In einer kurzen Ansprache weist Standartenführer Kübler auf die Bedeutung dieses Tages hin: Ein weiterer Markstein in der Geschichte der Standarte 1 sei erreicht, nämlich die Errichtung eines eigenen würdigen Heimes.

Im Anschluß an die erste Flaggenparade fand ein Rundgang durch die Räume des neuen Heimes statt.

Der persönliche Zug, der diese Räume mit ihren Gewölben lebendig durchbringt, und der sie zum schönsten Denkmal des Mythos des unbekanntesten SA.-Mannes macht; eine ewige Quelle echter Erkenntnis für den Jüngling, für den Mann — Stärkung hoher Grundzüge, grüßte die Besucher mit seiner geheimnisvollen Macht, denn wahre Größe wirkt auf Eingeweihte nicht allein.

Rottenführer Kuklid im Stab Standarte 1.



Welt in das Land ragt unsere Burg

weischlichung. — Vergeblich dieses Ringen! — Es folgten Jahre der Erniedrigung. Fest und stark standen wohl noch die meterstarken Mauern, doch hauchte jetzt in ihnen die Kommune im wahrsten Sinne des Wortes.

Internationale Solidarität, Klassenhaß, Verblendung, wüste Orgien, Gedanken an Brudermord geisterten durch die Räume, in denen früher Manneszucht, Sauberheit, Ordnung und Kameradschaft das oberste Gesetz war. Ein Spiegelbild damaliger Zeit in Deutschland! Wohl standen noch die Grundmauern, innen aber war alles morsch und verfault!

Mit wenigen Worten läßt es sich beschreiben, in welchem trostlosen Zustand sich nach der Machtübergabe durch die SA.-Männer der Standarte 1 die Räume der Bastion Sternwarte befanden. In ihnen fand man ein buntes Durcheinander: neben wahren Bergen von Schmutz und Unrat hingen an den Wänden einsam und verlassen alte Plakatzeilen, die zum Klassenkampf bis zum letzten Atemzuge aufriefen! Ober: „Hakenkreuz zwingt „Rot-Front“ nie!“ Der Anblick dieser Subleiten verdoppelte den Ekel vor internationaler Men-

sdarte, die bis dahin ihre Dienstübungen in eine Privatwohnung verlegt hatte, ihren endgültigen Wohnsitz beziehen konnte. Mit diesem Einzug steht zur Verwunderung einzelner Spaziergänger eine Wache vor dem großen Torbogen. In meinem Räuberzivil mustert er mich argwöhnisch und prüfend. Ich zeige meinen Ausweis. Er drückt mir fest die Hand. Ein beglückendes Gefühl der Kameradschaft, des Geborgenseins steigt auf!

Rechter Hand gelangt man in das Hauptstück der Bastion. In dem Vorraum des Erdgeschosßes grüßt in einer Mauernische das mit Blumen und Grün geschmückte Bild Horst Wessels. Als Mahnung, stets der Gefallenen der Bewegung eingedenk zu sein. Hier soll demnächst noch ein Opferstock, der für die weitere Ausschmückung der Bastion gedacht ist, Ausstellung finden.

Ein breiter und mächtiger Hausflur, von einer Breite und Tiefe, wie man ihn in diesem Bau nie vermutet hätte, liegt in einem milden Licht da, das durch die kleinen Fenster und jetzt verglasten Schießscharten hereinstriet, ermöglicht den Männern den direkten Zutritt zu ihren



Die 12 Sturmflaggen der Standarte 1 in der Bastion

Waffenträger der Nation

Soldaten erzählen aus Dienst und Leben

Im Frühjahr dieses Jahres erließ der Reichswehrminister ein Preisauschreiben an die Waffenträger der Nation mit dem Thema: „Schilderungen aus dem Leben des Soldaten“. In allen Kreisen des Reichsheeres und der Reichsmarine fand dieses Preisauschreiben freudigen Widerhall. Um unsere Kameraden in der SA. und darüber hinaus unser ganzes Volk von dem mächtigen Geist unserer Soldaten zu unterrichten und das Band noch enger zu gestalten, bringen wir im nachstehenden fünf preisgekrönte Arbeiten. Sie sind dem loben im Verlag Dr. Kiegler, Berlin SW 68, erschienenen Buch „Waffenträger der Nation“ entnommen.

Unser Stolz

Von Gerreiter Buhmann 6./I.R. 6

Glühende Hitze — 28 Grad im Schatten. Fünf Stunden lang hat man in der brennenden Sonne gekämpft. Man ist fertig. Da tönt vom Bataillonsgefechtsstand das Signal: „Das Ganze

Man kämpft dagegen an, aber es geht nicht mehr; da ruft einer von vorn: „Die Musik kommt!“

Wir merken es wieder einmal: unsere Führung ist gut. Herr Hauptmann weiß es immer so einzurichten, daß im entscheidenden Augenblick wieder Stimmung in die Kompagnie kommt.



Rekruten des Infanterie-Regiments 9 werden vereidigt



Auch ein Soldatenpferd braucht gute Nerven

Das Bewußtsein, zu den auserwählten 100 000 Mann zu gehören, die Deutschlands Stolz und Sicherheit bedeuten, könnte uns ja überheblich machen; trotzdem wird jedem, der einmal die „grauen Jungs“ näher kennen lernte, das frische, gerade, ungetünfelte Wesen der Soldaten angenehm aufgefallen sein. Unser Stolz ist, nach den großen Anstrengungen des Tages bei dem Einmarsch in die Stadt noch einen frischen und strammen Eindruck zu machen. Ganz unberechtigt ist der Vorwurf des Stolzes nicht, das wissen wir; aber versteht euch einmal in unsere Lage: Der Tag war anstrengend, mehr als das, man mußte das Letzte hergeben. Sollten wir da nicht stolz auf unsere Leistung sein?

Jetzt marschieren wir durch die Stadt. Vorweg Spielmannszug und Kapelle. Der Musikmeister und Bataillonshornist wollen sich schier überbieten. Einen Marsch nach dem anderen, einen noch schneidiger, schwingvoller als den anderen, schmettern unsere braven Musiker und Spielleute durch die Straßen der Stadt. Die Straßen stehen voller Menschen — und so ist es doch in der Kleinstadt: Jeder kennt jeden — und sie warten darauf, daß sie begrüßt werden.

Aber nein, heute sieht der Soldat geradeaus. Rechts und links fliegen die Fenster auf; hier sieht ein schwarzer Todentopf, dort ein Möbel mit blonden Zöpfen heraus. Man weiß genau — zu jeder anderen Zeit würde man auch darauf „hereinfallen“. — Sie warten darauf, daß „er“ heraussieht; aber nein... sichtbar ist er untreu geworden. Abends hat man dann genug zu tun, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Die Menschen bilden Spalier. Hier und dort hört man anerkennende Worte, etwa wie: „Sieh mal der Peter, wie der sich macht!“ Peter hat das natürlich ganz genau gehört, seine Augen glänzen förmlich, aber hinsehen darf er nicht. Das ist Stolz, berechtigter Stolz, so wie er in den neuen Pflichten des deutschen Soldaten beschrieben steht: „Nur Leistungen berechnigen zum Stolz.“

und Apparate werden wieder eingeschaltet, die Feuerlöschschläuche aufgerollt und die Deckfüßbalken verstaubt.

Was hier geschieht, das ist eine Gefechtsübung auf unserem Kreuzer „Köln“ am Vormittag des 1. März 1932. Das Spiel der Waffen wird in diesen Übungen zu jenem Zusammenwirken herangebildet, das allein ein Kriegsschiff zur Einheit von Material, Mensch und Willen verschmelzen läßt. Eine Einheit, die im Ernstfalle trotz Not und Verderben Unterpfeiler des Sieges sein soll. Keine Möglichkeit des Ernstfalls bleibt unerprobt. Mit dem Augenblick, wo in diesen Tagen die Trommel ihr „Klar Schiff zum Gefecht“ durch die Decks dröhnt, erleben wir den lebendigen Sinn unserer Ausbildung, unserer Arbeit überhaupt.

Die „Köln“, unser schönes Schiff, befindet sich auf der Fahrt von Sabang (Niederländisch-Indien) nach Freemantle-Perth (Australien). Marschgeschwindigkeit 16 sm, Kurs: 168 Grad. Unaufhaltsam spaltet der stolze Klipperbug die blauen Wellen des Indischen Ozeans. An den Abenden wird das horizontweite, atmende Meer wie gehämmertes Messing und verflinkt langsam in schwarzblauem Unlicht. Aber dem Rimm schwimmt mit nach oben zeigenden Spitzen der rötliche Tropenmond durch den Nachthimmel. Zu den Hauptern blühen die südlichen Sterne auf: Das Kreuz des Südens, die beiden strahlenden Fixsterne Alpha und Beta Centauri und prächtig wie zu Hause nur in schönsten, frohlockenden Nächten das silberne Band der Milchstraße.

Die Eisenwände des Schiffes kochen die aufgenommene Sonnenhitze wieder aus. Der Schlaf ist unruhig. Man träumt von der kühlheimatlicher Lannenwälder und erwacht morgens verschwitz in zerwühlter Hängematte. Am perlmutternen Tropenhimmel aber glüht schon wieder das Tagesgestirn in täglich gleicher Unerbittlichkeit, flackert langsam zum Zenith empor und steht mittags senkrecht über uns.

Sonst ist nichts da als Weite, Hitze und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr. Am Nachmittage beginnt die Einzelausbildung. Drohend reden sich die Mäuler der Geschütze einem angenommenen Feind entgegen. An den Torpedorohren sitzen die „Torpedominister“ und sorgen dafür, daß die blühenden „Aale“, diese Wunderwerke der Mechanik, zum Schuß bereit sind.

Auf dem Bootsdeck steht die Ladeflanke, an der das Laden der Geschütze geübt wird. „Ratsch“ — fliegt der Verschluß auf, und die Kartusche läuft hervor, von schneller Faust aufgefangen. Schon ist die nächste Granate vor dem Rohr. Schnelle Arme heben den Anleher an „Hoo — Rud!“ und mit metallischem Klang wuchtet das Geschöß ins Rohr, die Kartusche hinterher. „Rat!“ fliegt der Verschluß dicht, und der nächste Schuß kann fallen. Der Offizier steht mit der Stopuhr daneben und zählt die Schußzahl in der Minute. „Jungens, das war gelacht, wenn wir's nicht noch besser könnten!“ — Überall im Schiff stößt man auf übende Gruppen. Auf der Schanz: Klagenwinken; im Schatten des Turmes „Cäsar“: praktische Seemannschaft, Spilissen und Knoten; im Zwischendeck: Morjen; und im Vorschiff, „Tschingderassa...“, übt die Bordkapelle.

Schnell geht der Tag herum. Die Affenhitze läßt nach, eine frische Brise kommt auf. Langst ist „Auscheiden mit Dienst“ gewesen. Von irgendwo wehen die frühlichen Klänge eines Schifferklaviers. Der Bordlöwe Bambu macht seinen Abendrondgang und frißt den Segeltuchschuh eines Heizers. Vor dem Bug schnellen Schwärme fliegender Fische hoch, segeln behende über die Wellen und fallen wieder in ihr Element ein. Alles genießt die Freizeit auf hoher See nach heißem Tage.

Da — — „Alle Mann achterraus! Ehrenwache, Musik und Fallreepgäste sich klar machen!“ Es ist abends 21 Uhr, als der Zwischendeckstiger (Wachhabender) schmunzelnd diesen Befehl auspreist. Schnell fällt sich die Schanz, Divisionsweise ist die Besatzung angestretet und wartet — ja worauf denn? Ehrenwache, Fallreepgäste? Attribute an Bord kommender Größen? Wie soll denn hier, mitten im Indischen Ozean, ein „hohes Tier“ an Bord gelangen. „Bei Neptuns Bart, ihr jungen Piepels, ihr vom Schmutz der nördlichen Erdhälfte noch nicht gereinigten Sinder, wißt ihr denn nicht, daß wir morgen den Äquator passieren? Habt ihr schon jemals etwas vom Äquator gehört? Das ist 'ne Linie, so did wie unsere stärkste Manilatroffe oben auf dem Bootsdeck.“

(Fortsetzung folgt)

Drei Minuten später marschieren wir unter den Klängen „Preußens Gloria“.

Allmählich nähern wir uns dem Standort. Unsere Bürger hören die Musik und wollen es sich natürlich nicht nehmen lassen, uns zu empfangen. Na, denen werden wir's zeigen! Jetzt schlapp machen? Kommt nicht in Frage! So ist es doch in den Garnisonstädten, die Leute behaupten manchmal, wir trügen die Nase zu hoch, wir seien überheblich.

Der Kreuzer „Köln“ kreuzt den Äquator

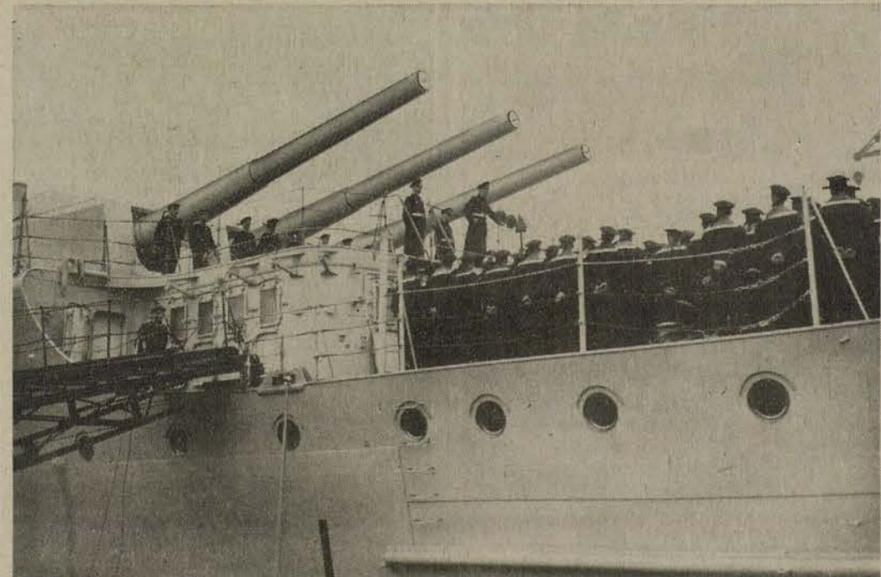
Von Obersanitätsmaat Mosler, Sanitätsgruppe Wilhelmshaven

Heiß tobt die Schlacht. Einschlagende Granaten zerstören Maschinen und Apparate. Feuersbrünste brechen aus. Wassereinträge werden gemeldet. Tödliches Gas dringt durch die Abteilungen. Aus zerrissenen Dampfleitungen frömt der kochende Lebensatem des Schiffes. Da und dort sinkt einer stumm in sich zusammen, wird verbunden, beiseite geschleppt; andere übernehmen seine Funktionen, wie es tausendmal geübt wurde. — Und die Ledwehr hat alle Hände voll zu tun im Kampf gegen Feuer, Wasser, Dampf und Gas. Jetzt heult die Sirene wie ein gereizter Ti-

ger zornig auf: „Kliegerangriff!“ Auch das bleibt dem schwergeprüften Schiff nicht erspart. An Oberdeck hellen die Maschinengewehre. Bomben schlagen ein. In den Winkeln der Gefechtsstationen häufen sich die Toten. In diesem Augenblick ertönt der Zauberbefehl:

„Gefechtsbild beendet, alle Störungen zurück!“

— und die Toten stehen auf, sehen lachend ihre Mützen zurecht, die Vermundeten wideln ihre Verbände ab, die ausgeschalteten Maschinen



Auf dem Panzerschiff „Deutschland“ während der Ansprache seines Kommandanten, des Kapitän zur See von Fische

— Halt!“ herüber. Endlich! Ein Seufzer der Erleichterung, heute war's fast zu schlimm. Man rafft sich hoch und geht zum Sammelplatz und denkt schon mit gemischten Gefühlen an den Rückmarsch zur Kaserne — gute 20 Kilometer! Da sind sie ja schon, die Kameraden. Aber wie sehen sie aus? Abgesehen davon, daß der Karl die Hohe von oben bis unten zerrissen hat... die Gesichter muß man sich ansehen.

Schwarz vom Staub wie die Neger, der Schweiß, der heruntergelaufen ist, hat Kanäle hinterlassen. Wenn man nicht allzu abgepannt wäre, man müßte lachen. Aber keinem ist nach Lachen zu Mut. Eine Viertelstunde ist noch Raft. Alle liegen platt, keiner spricht ein Wort, kaum einer raucht. Nur ab und zu sieht man irgend einen aus der Feldflasche trinken, mit geschlossenen Augen.

Drei hübsche junge Mädchen kommen auf Rädern vorbeigefahren. Nicht ein Scherzwort fliegt hinüber. Jetzt weiß ich es genau: Die Sache ist ernst! So lange ich Soldat bin, ist es noch nicht vorgekommen, daß niemand ein Wort sagte, wenn ein paar junge Mädchen vorbeikamen, zumal wenn sie hübsch waren. Wenn der Soldat darauf nicht mehr reagiert, dann ist er bestimmt fertig. Schlafen und in Ruhe gelassen werden, so denkt jetzt jeder.

„Jetzt machen!“ Jetzt geht's los.

Der Anmarsch zur Kaserne ist noch das Schlimmste von allem. Langsam setzt sich die Kompagnie in Bewegung. Die Sonne brennt unbarmherzig auf die erschlafften Glieder. Der Schweiß dringt überall durch die Kleider. Die Kehle ist trocken, die Beine wollen nicht mehr. Gerade hat man das Gefühl: Jetzt geht's nicht mehr, jetzt mußt du umfallen... da geschieht das Wunder: Es gibt da einige Kameraden, fabelhafte, unbezahlbare Jungs sind es — jeder, der Soldat gewesen ist, kennt sie und weiß sie zu schätzen — die es verstehen, einen im letzten entscheidenden Augenblick wieder hochzureißen. Einer von ihnen hat angefangen zu singen. Man hört es wohl, achtet aber nicht darauf. Er aber läßt nicht locker, bald fallen einige Beherzte ein. Lauter und lauter wird der Gesang. Schon langt man nach der Feldflasche, nimmt einen kräftigen Schluck, und... schon singt man mit.

Ein neues Lied ertönt, es geht sich schon wieder etwas leichter. Als dann der Gesang verstummt, wagt man schon selbst einen Witz zu erzählen und fühlt sich durch das Lachen der Kameraden reichlich belohnt.

Vor uns liegt ein Ort. Jetzt heißt es: Zusammenreißen! Die Bewohner stehen auf dem Dorfplatz und empfangen uns mit lauten Heilrufen. Vorbei sind alle Mühen; hier gibt's eine kurze Raft. Wenn jetzt die Dorfbewohner fragen, ob wir tüchtig geschwitzt haben, bekommen sie zur Antwort: „So ganz schlimm war es heute nicht.“

Weiter. — Nach einiger Zeit macht sich die Schläftheit wieder überwältigend bemerkbar.

SA.-Männer erzählen:

SA.-Kämpfererlebnisse, die wir nie vergessen!

SA-Mann Heinrich Mathieu

Streuselkuchens Rache

Es war im Jahre 1924. Wir wohnten in Boßingen und waren durch den Friedensvertrag Franzosen geworden. Mein Vater hatte den Weltkrieg auf deutscher Seite mitgemacht. Er war gleich am ersten Tag nur wenige Stunden von uns gefallen. 1918 war dann das bittere Ende gekommen, wir wurden Franzosen. Ich war nun so langsam in die Jahre gekommen, wo man sich zum erstenmal der Militärbehörde zur Musterung vorstellen mußte. Da ich aber nicht die Uniform einer Nation anziehen wollte, mit der mich nichts verband, die zudem noch meinen Vater toteschossen hatte, ging ich in einer stürmischen Frühlingsnacht heimlich von zu Hause fort.

Ich wartete bis Mitternacht, tastete mich durch Gärten und Wiesen bis zum Main und fand nach langem Suchen auch einen Kahn. Es war ein waghalsiges Beginnen, denn der Strom führte Hochwasser und Treibeis. Die Strömung war stark, zudem war es so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Die Eishollen, die in dem lauen Frühlingswind mit lautem Knall zerbarsten und neben- und übereinander geschoben ganze Bänke bildeten, waren eine große Gefahr. Immerhin erleichterten die Finsternis und das Getöse mein Vorhaben.

Mein Leben dem alten Kahn anvertrauend, rief ich vom Ufer ab. Ungefähr in der Mitte des Stromes trieb ich trotz angestrengten Ruderns langsam ab. Mit zusammengebissenen Zähnen gegen die entsetzte Natur ankämpfend, war das rettende Ufer ungefähr erreicht, als ein Scheinwerfer aufflammte und wie das Auge eines gefährlichen Ungeheuers den Strom abtastete, um mich schließlich in seinen Lichtkreis zu bannen. Jemand schrie etwas in die Nacht, das ich nicht verstehen konnte, aber wahrscheinlich ein Befehl zum Umkehren war. Ich dachte nicht daran und ruderte weiter.

Da peitschten Schüsse durch die Nacht

Schlagen klatschend um das schaukelnde Boot herum ein, das ein schlechtes Ziel abgab. Das war Ernst. Ein paar Schläge mit leichter Kraft, ein Satz aus dem Kahn, ich stand auf freiem deutschem Boden und ging dem lichterstrahlenden Frankfurt entgegen. Eine halbe Stunde später lag ich im Berliner D-Zug.

In Berlin hatte ich unter einem anderen Namen auch Arbeit gefunden. Nach etwa drei Wochen kam ein polizeilicher Befehl, innerhalb drei Tagen meinen Abmeldebchein vorzulegen. Daran hatte ich nicht gedacht. Mein Versuch den Leuten die Situation klar zu machen, scheiterte kläglich. Man schenkte meiner Erklärung keinen Glauben. Man hatte im damaligen Deutschland für solchen „überpannten Patriotismus“ kein Verständnis, wie der Herr, der mich vernahm, überlegen lächelnd meinte. Man wollte meinen Namen wissen und mich möglichst bald wieder los sein. Ich sagte nichts, und so befristete sie mich gleich da und sperrieten mich ein. Sechs Monate! Sechs Monate in einem steinernen Kasten, in eine Zelle, die zweieinhalb Meter lang und eineinhalb Meter breit war. Durch deren vergittertes Fenster den ganzen Tag nur eine halbe Stunde ein feiner Sonnenstrahl hereinbrang. Sechs Monate! Ein siebzehnjähriger Mensch, der zwischen Wiesen und Wäldern großgeworden und in seiner Unschuld geglaubt hatte, mit offenen Armen ob seiner Vaterlandsiebe aufgenommen zu werden! Statt dessen steckte man mich wie einen gemeinen Verbrecher ins Gefängnis. Dann kamen sie jeden Tag, um mich zu verhören. Ich blieb stumm. Nach Frankreich gab es keinen Weg mehr zurück.

Sie nannten es Trost, liegen mich hungern, schlügen mich, aber es half nichts.

Dann wurde ich eines Tages „wegen Einreise ohne Erlaubnis“ zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt und dann nach einer Anstalt „für Schwerverzerrbare“ im Westen Deutschlands gebracht. Sie lag in einem weiten Flachland. So weit der Blick schweifte, nichts als Land. Kiesfernen, Heide und Moor. Mit mir wurden noch zwei eingeliefert. Der eine, groß, blond, mit einem intelligenten Gesicht, trug eine braune Windjacke und eine blaue Mütze vom Format der heutigen SA-Mützen. Am Revers seines Rockes blühte ein silbernes Sakentkrenz. Der andere, ein hochausgehobener Kerl, mit eingedrückter Brust und einer nachlässigen, faulen Haltung, mit einer frühreifen, frechen Mißge, die alle Lippen gezeichnet hatten. Sein Gesicht war mit Sommerprossen übersät, sein Schmales, flaches Schädel mit brennend roten Haaren bedeckt. Kurz, ein eckiger Kerl, der mir zu allem fähig schien.

Die meisten waren Berliner oder aus dem Industriegebiet. Es waren verwegene Burschen mit bunten Taschentüchern um den Hals und schiefen Schlägermühen. Meist uneheliche Kinder von Säufern, Verbrechern und ähnlichem Gefindel. Mit einem angeborenen Haß gegen jede Autorität, Disziplin und Gemeinschaft.

Jeder wurde nach seiner Straftat, die ihn in die Anstalt gebracht hatte, eingestuft. Je größer sein Sünderregiment, um so höher stand er im Ansehen. Dann hatten alle ihre Spitznamen.

Den großen Blondnen hatten sie „Hitler“, den Sommerprossigen „Streuselkuchen“ und mich „Franzosen“ getauft.

„Hitler“ und ich kamen zur Gärtnerei, „Streuselkuchen“ zur Torfkolonne, die im benachbarten Moore Torf stechen mußte. Er war eine Berühmtheit geworden, hatte sich doch das Reichsgericht in Leipzig mit ihm beschäftigt. Das war das Höchste an Ehre, was man hier erlangen konnte. Allmählich erfuhr ich das Nähere über ihn. Er hatte im besetzten Gebiet für Zigaretten und Franken den Franzosen einen deutschen Mann in die Hände gespielt, den diese schon lange wegen des Widerstandes

und der Aktionen, die er organisiert und leitete, suchten. Er wurde zum Tode verurteilt, doch später zu zehn Jahren Festung „begnadigt“. Ob Streuselkuchen allein deshalb hier war, weiß ich nicht, wahrscheinlich hatte er noch mehr auf dem Kerbholz.

Während Streuselkuchen also eine Berühmtheit geworden war, war „Hitler“ von Anfang an verhasst, zunächst, weil der „privat“ da war. Er war nicht auf Veranlassung des Gerichts, sondern auf die der Eltern, die auch für ihn bezahlten, hier. Er war also ein Kapitalist. Er hatte eigene Kleider, war stets sauber und arbeitete gern.

Und dann war er Nazi, während alle anderen Kommunisten waren

„Hitler“ und ich waren vom ersten Tag an gute Freunde. Warum er hier war, habe ich ihn nie gefragt. Er war ein guter Kamerad, ein ganzer Kerl. Was er hier sollte, wußte ich nicht, besser konnte hier keiner werden, eher schlechter.

Die Tage gingen zwischen Fußballspielen, Arbeit und Hoffnung auf Tabak, der jeden Sonntag verteilt wurde, hin. Ab und zu rissen ein paar aus, kamen gewöhnlich bis zur nächsten Stadt, wurden da aufgegriffen, zurückgebracht, und einige Wochen in eine Einzelzelle gesperrt.

Es war an einem Sonntagmorgen. Wir hatten Tabak erhalten. „Hitler“ und ich lagen im Gras. Rechts murmelte ein Haß unter hohen Eichen, der ein wenig unterhalb einer Badeanstalt speiste. Links lagen zwei Sportplätze, wo Fußball gespielt wurde. Über uns rauschten die alten Eichen, Schwalben schossen durch die blaue Luft, und ganz, ganz von ferne, klang eine Glocke. Die Luft war so klar, daß man den Teutoburger Wald mit dem schwertredenden Hermann ganz hinten wie eine Fata Morgana flimmern sah. Die Einsamkeit verschluckte den Rest des Lärmes, der von der Badeanstalt und dem Fußballplatz herüberdrang. Wir lagen mit unser dem Kopf verschränkten Armen und schauten etwas sehnsüchtig den Schwalben nach.

„Man muß nur den Glauben nicht verlieren an das Gute, das in jedem Menschen schlummert“, meinte „Hitler“ nachdenklich, „es ist manchmal verhängt, aber ein Funke glimmt immer noch, auch in der schlechtesten Seele. Man muß nur den Glauben daran haben und die Liebe, muß sie zu packen verstehen.“

Da bog Streuselkuchen um die Ecke, gefolgt vom „Ael“, wie die schweren Jungen genannt

wurden. Er kam mit seinem Anhang auf uns zu, blieb er vor „Hitler“ stehen und rief mit erhobener Faust „Heil Mostau!“ „Hitler“ wurde rot, verhiß nur mühsam seinen Zorn, sagte aber nichts. Da hüdtete sich Streuselkuchen über ihn und rief das Sakentkrenz vom Rad „Hitlers“, warf es zur Erde, trat mit den Füßen drauf herum und schrie ein über das andere Mal: „Heil Mostau!“ Da sprang „Hitler“ auf.

Mit vor Zorn zitternden Händen packte er die Jammersgestalt,

schüttelte sie durcheinander wie einen Hampelmann und brüllte: „Du Schweinehund! Du Vaterlandsverräter! Du Zubas! Dein Vaterland hast du für französisches Geld verkauft, ein ganz erbärmlicher Schurke und Lump bist du, nicht wert, daß die Sonne dich beschneit, man beschubelt dich, wenn man dich ansieht.“

Er ließ ihn los, und stand mit vor Wut und Ekel verzerrtem Gesicht vor Streuselkuchen, der still geworden war und verdattert „Hitler“ anstarrte, und scheinbar nicht begreifen konnte, seine von allen so bekannte Helbenstat nun auf einmal als Vaterlandsverräter bezeichnet zu hören. „Hitler“ stand immer noch vor ihm und kämpfte sichtbar mit dem Verlangen, dem andern die Fäuste in das Gesicht zu hämmern. Und dann, dann sprudelte er ihm ins Gesicht, mitten ins Gesicht, drehte sich um und ging langsam fort. Ich blieb ganz verduht stehen. Streuselkuchen starrte noch immer mit blöden Augen dem sich langsam entfernenden „Hitler“ nach. Er wachte mit dem Armeel den Speichel aus seinem Gesicht. Seine Augen glühten und seine roten Borsten kräuselten sich vor Wut. Er haßte die Fäuste und zischte:

„Das sollst du mir büßen!“

Die andern standen stumm, keiner machte den Versuch, den Davonschreitenden aufzuhalten.

In der Gärtnerei waren nach und nach alle unter dem Einfluß „Hitlers“ andere, Bessere geworden. Wo immer er ging und stand, warb er für seine Idee. Er machte den jungen Menschen, die vor Haß gegen alles Bestehende geiferten, Begriffe, wie Volk, Vaterland, Freiheit, von seinem Standpunkt aus klar. Er lockte sie in aus. Aber mit einem fanatischen Glauben und himmlischer Geduld warb er immer für seine Überzeugung um die jungen, verkehrten Herzen. Er war zudem ein stets hilfsbereiter Kamerad, der selbst das Letzte teilte, und so seine Idee auch praktisch vorlebte. Und der Erfolg blieb nicht aus. Immer mehr zog er zu sich hinüber. So war die ganze Gärtnerei nach und nach Nazis geworden.

Die Anstalt war in zwei Lager zerfallen. Streuselkuchen und sein Anhang ließen uns zunächst ungeschoren. Daß sie jedoch auf Rache sann, war sicher. Es lag in der Luft wie ein Gemitter, das man kommen fühlt, sich aber nicht entladen will.

Wir waren vorsichtig geworden. Gingen nie allein. Die andern waren feige. Wenn wir zu Wenigen waren, beschränkten sie sich darauf mit „Heil Mostau!“ und „Rot Front!“-Rufen zu provozieren. Doch belagten wir Disziplin genug, das ruhig anzuhören.

Eines Abend fehlte „Hitler“ beim Abendessen. Er hatte seinen Platz zwischen mir und Streuselkuchen, da wir zusammen nach hier gekommen waren. Als ich frag, wo er sei, sagte er, er wäre am Nachmittag zum Zahnarzt in die Stadt. Jene „Stadt“ war ein kleines Nest, sie lag etwa zwei Stunden von der Anstalt, und war die nächste Ansiedlung. Ich achtete jedoch nicht weiter darauf. Erst im Schlafsaal, wo wir drei auch nebeneinander schliefen, fiel mir das Fehlen „Hitlers“ wieder auf. Nun fehlte auch Streuselkuchen.

Ich ahnte nichts Gutes.

Der Aufseher, der die Nachtwache hatte, ließ mich nach langem Bitten endlich mit sechs Mann laufen, um das Moor, durch das ein Fußweg

führte, der den Weg von der Stadt abkürzte, abzufuchen.

Es war im Sommer und noch etwas hell. Wir teilten uns, um ein größeres Terrain in Angriff zu nehmen. Unterdessen war die Dämmerung hereingebracht. Ribitze flogen aufgestört mit schrillen Schreien davon. Wildenten und Kraniche raschelten noch tiefer ins Schilf. Still lag das Moor in der Abenddämmerung. Einmal und geheimnisvoll. So liefen wir bereits eine Stunde. Nun war der Mond aufgegangen. Er warf zitternde Reflexe auf das schwarze, schlafende Moor. Wir hatten uns, wie verabredet, jenseits des Moores wieder getroffen. Aber keiner hatte etwas gesehen noch gehört.

Dann hatten wir den zweiten Abschnitt vorgenommen, ohne jedoch etwas zu finden. Ich wollte es bereits aufgeben und nach der Anstalt zurückkehren, da es doch keinen Zweck hatte in der Finsternis herumzuirren. Wer weiß, was „Hitler“ zurückgehalten haben mochte, vielleicht lag er auch schon im Bett und schlief. So drehte ich mich um, um die Suche aufzugeben.

Da glaubte ich ein Stöhnen gehört zu haben!

Ganz ganz leise war, aber war es der Wind, der durchs Schilf rauschte! War es ein Tier? Mit angehaltenem Atem lauschte ich in die Nacht. Da wieder! Ich ging der Richtung nach, es wurde immer deutlicher. Da, plötzlich ein Rascheln im Gebüsch, ein dunkler Schatten setzte in langen Sprüngen vor mir über die Lichtung, dürrer Laub- und trockener Äste knackten, dann schlügen die Zweige klatschend zusammen, und die Finsternis hatte ihn geschluckt.

Und nun hörte ich seitwärts aus einem Strauch wieder das Stöhnen, doch diesmal ganz deutlich, direkt neben mir. Ich rief ein Streichholz an und ließ es vor Schreck wieder fallen. Vor mir lag „Hitler“, aber wie sah er aus! Das war kein Mensch mehr, das war ein einziges Stück blutiges, vor Schmerz zuckendes Fleisch, zer Schlagene und zerfetzt. Ich schrie schrill in die Nacht, wieder und immer wieder, bis noch zwei Mann kamen, die andern waren bereits auf dem Heimweg.

Das Stöhnen hatte nachgelassen! Wir wußten nicht, ob er ohnmächtig oder schon tot war. Diegenlassen konnten wir ihn nicht. Wir schnitten Zweige ab und fertigten eine notdürftige Bahre an. Wir legten ihn drauf und wollten uns auf den Heimweg machen, als Leben in die Gestalt „Hitlers“ kam. Er stöhnte schmerzhaft und schien etwas sagen zu wollen. Ich legte meine Lippen an sein Ohr, konnte aber außer Streuselkuchen nichts verstehen. Dann mit einem Rud sich in die Höhe schnellend, schrie er: „Heil Hitler!“ Über das schlafende Moor, schrie es mit einer Stimme, so sieghaft und trotzig, daß die Nacht ihren Atem anhielt und die Stille fast beängstigend wirkte. Dann, als ob ihn dieser Schrei das letzte an Kraft gekostet habe, sank er zusammen und stöhnte:

„Laßt mich nur hier liegen und sterben, mir hilft doch keiner mehr.“

Nein! Wir durften ihn nicht allein lassen. Er war wieder ohnmächtig geworden. So schritten wir durch das friedlich schlafende Moor.

„Hitler“ lag drei Tage ohne Bewußtsein, mit dem Tode ringend. Doch sein junger Körper und sein Wille zum Leben waren stärker. Nach einigen Tagen besuchte ich ihn. Dann erzählte er mir, soweit er sich erinnern konnte, wie sich alles zugetragen hatte.

Auf dem Rückweg vom Zahnarzt, den er durchs Moor genommen, waren ihm fünf Kerle, die sich mit Taschentüchern untenlich gemacht hatten, entgegengetreten. Er hatte es für einen Scherz gehalten, bis ihm etwas über den Kopf sauste und er zusammenbrach. Als er wieder zu sich gekommen war und die mit Blut verklebten Augen mühsam öffnete, waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden und im Munde fand ein Knebel. Neben ihm aber lag Streuselkuchen! Mit einem lächelnden Gesicht. Als er sah, daß sein Opfer zu sich kam, stand er auf, in der Hand eine Hakenklinge. Die beiden Ende der Rute zum Kreis schließend, prüfte er ihre Biegsamkeit.

So, Freundchen, nun rechnen wir ab

Auf diese Stunde habe ich schon lange gewartet. Hier kommt du nicht wieder lebendig weg. Die Fische sollen auch einmal einen guten Tag haben. Du hast mir ins Gesicht gespuht! Du Nazi! Wenn du Heil Mostau! schreist, sollst du kurz und schmerzlos sterben.“

„Hitler“ sah ihn gar nicht an. Sah nur immer nach der Sonne, die im Wasser sich spiegelnd im Moor verlor. War es nicht besser zu rufen, um kurz und schnell zu sterben.

Doch nein! Den Triumph sollte Streuselkuchen nicht feiern, ihn seiner Idee untreu zu sehen und sie gar noch beschimpfen. Da rief ihm Streuselkuchen die Kleider vom Leibe und schlug mit dem biegsamen Stock auf den Wehrlosen ein. Die Haut sprang auf und hing in Fetzen vom Körper. Aber Streuselkuchen schlug weiter. Schlug mit glühenden Augen und grausamem Lächeln. Das war kein Mensch, das war ein blutdürstiges, wildes Tier. Ab und zu hielt er ein und frug mit schäumendem Mund: „Nun! willst du rufen?“ Doch er erhielt keine Antwort, und so schlug er weiter, bis „Hitler“ wieder in Ohnmacht sank.

Als er wieder zu sich kam, lag Streuselkuchen immer noch neben ihm. Es war dunkel geworden. Von weitem hörte man aus das Moor durchsuchen. „Nach dich bereit“, sagte Streuselkuchen mit einem Wespenspielen, „ich wolle dich ja noch ein wenig quälen, aber deine Freunde sind hier und suchen dich, doch ehe sie da sind, bist du erledigt, du verfluchter Nazi.“ „Hitler“ wollte schreien, aber der Knebel ließ nur ein leises Schreien zwischen den Zähnen hindurch. Da war ich plötzlich hart vor den beiden aufgetaucht, ohne daß sie mich kommen hörten. Streuselkuchen konnte seinem Opfer nicht mehr den Rest geben und floh in die Nacht.

Es war Hilfe da in größter Not.

Einige Minuten später, und „Hitler“ wäre im Schlamm des Moores versunken.

Langsam blickte sich „Hitlers“ Befinden. Wir besuchten ihn oft, und gingen immer besser und reiner aus seiner Krankenzelle als wir eingetreten waren. Eines Tages wurde ich zum Büro gerufen. Ein Mann, es war „Hitlers“ Vater, reichte mir die Hand und sagte mit zerförmtem Gesicht und zitternder Stimme: „Ich danke Ihnen, es ist mein einziges Kind.“

„Sie können stolz auf ihn sein, er ist ein Held. Und nun nehmen Sie ihn mit nach Hause, in dieser Räuberhöhle ist noch keiner besser geworden.“

Drei Tage später begleitete die ganze Gärtnerei „Hitler“ zum Bahnhof. Es war morgens. Ich wäre gerne geblieben, aber ich darf nicht! So müßt ihr nun weiter arbeiten. Und nicht verzweifeln. Man muß nur Geduld und Glauben haben. Heil Hitler!“

Das waren seine letzten Worte. Langsam blickte das Kleinbähnchen davon. Aus dem Fenster schräg zum Himmel zeigend, wo eben die Sonne wie unter einem Symbol über dem Moor aufstieg und sieghaft die nächtlichen Schatten und Nebelschwaden durchdrang, grüßte der erhobene Arm „Hitlers“. Wir standen stramm und grüßten ebenfö.

Von Streuselkuchen hörte man nie wieder etwas. Ob er bei seiner nächtlichen Flucht erkrankt oder sonstwie gestorben war, weiß ich nicht. Das Moor ist tief und stumm. Wen es in seine kühlen Arme genommen hat, den gibt es nie wieder heraus.

rein
orientalisch



3 1/3

SALEM

ZIGARETTEN



(22. Fortsetzung)

Abenteuer des Infanteristen Hannes Schwaab

Copyright 1934 by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker Gröbenzell bei München

Ein schwieriges Stück stand uns bevor: wir mußten, sobald die Engländer von der Verbindungstür, wo sie während der Zählung standen, weggegangen waren, durch eben diese Tür flüchten und uns in der Waschküche verbergen.

Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. Die Tommys biegen um die Parade V, können uns also nicht beobachten, ein Kopfnicken — und wie der Wind segelten wir durchs Tor in die schützende Waschküche.

„Wenn irgendein Engländer uns doch bemerkt hat, wandere ich von hier aus für lange Zeit zum Bulldoggenschauzer.“

„Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht“, meint Weiner und schiebt den Riegel vor. Mit Hilfe

Der Alp war gebannt, die Sonne des Humors überwand seine letzten Wirkungen.

Ich kann überhaupt Gefangenen, die, wie wir, ausreißten wollen, nur empfehlen, sich eine gute Dosis Humor mit auf den Weg zu nehmen. Er ist schließlich unentbehrlich.

Wir waren also fürs erste gerettet und erwarteten den Einbruch der Nacht.

Die Zeit, die uns bis dahin blieb, waren wir nicht müßig. Unsere verdeckten Geräte, Lebensmittel, Karten usw. wurden verteilt; jeder erhielt sein Teil.

Dann mußten wir aus der Waschküche in den Trockenraum gelangen. Wir bohrten ein Loch in die Wellblechwand, erweiterten die Öffnung und bogten das losgelöste Blech zur Seite.

Das entstandene Loch war groß genug, uns durchschlüpfen zu lassen. Nun sind wir im Trockenraum, der ja, wie berichtet, an der Schmalseite offen war.

Pfeiffer und Weiner legten sich auf den Boden und beobachteten den Posten, der innerhalb des Drahtverhaues seine Runde machte. Ich hielt mich im Hintergrund und beschmierte unser Brett mit der feuchten Erde, damit es nicht durch seine helle Farbe uns verrate. Die Drahtschere lag griffbereit neben mir.

„Achtung! Bist du fertig, Schwaab?“ kommt's von vorne.

„Ja“, gebe ich zurück und schiebe mich vor.

„Dann raus und ran an den Feind!“

Wie eine Rahe husche ich an den Verhau, das Brett lege ich unter mich und zertrenne mit kräftigen, doch möglichst geräuschlosen Schnitten den Zaun bis etwa fünfzig Zentimeter über dem Erdboden. Ein seltsames „Pf!“ und meine Kameraden kommen lautlos herbei. Wir schieben das Rettungsbrett unter die zerschneittenen Drähte und kriechen darunter. Auf diese Weise blieb keiner an den Stacheln hängen.

Ich kroch voran, die anderen folgten mit dem Gepäck. Bis sie damit durch waren, hatte ich den nach außen bestehenden zweiten Verhau zerschlitzt und befand mich im Freien.

Meine Kameraden waren mir die Geduld über das Hindernis zu und schlüpfen dann unter Verwendung des Bretts darunter durch.

Das alles spielte sich viel schneller ab als ich erzählen und später begreifen läßt; die Todesangst und die Aufregung verleiht uns gewaltige Kräfte.

Ein paar Schritte vom Zaun weg, dehnt sich ein Alibiader von beträchtlicher Länge; wir können ihn nur ganz vorsichtig durchschreiten, da die Blätter beim Auftreten oder Berühren ein verdächtiges Geräusch verursachen.

verstehen. Es könnte sein, daß wir doch mal unverhofft in die Falle gehen. Vielleicht hast du dann, wenn du hinter uns bist, noch Gelegenheit zum Entkommen!“ „Dir geht's natürlich verzaht, wenn sie uns erwischen.“

Das war aller Ehren wert, und ich hielt mich „für alle Fälle“ im Hintergrund.

Sonst war's wie beim erstenmal. Die Straße mußten wir möglichst meiden, weil wir da leicht unseren Feinden in die Hände gelaufen wären.

Nun begann wieder das schon früher geschilderte Versteckspiel. Bald jagte uns ein verdächtiges Geräusch in einen Acker, bald ängstigte uns Pferdegetrappel — doch ließen wir diesmal auf keine Geisteserregung zu.

Dann krochen wir wieder in verlassenem Stellung her, die von hohem Gras und Unkraut überwuchert waren.

„Das ist ja eine niederträchtige Gegend“, fluchte Weiner, „da soll man kein Geräusch verursachen und reißt mit dem Stiefel ganze Bauerngüter aus dem Erdboden.“

Man blieb an den Gräsern elend hängen, und bald tat der, bald jener einen unwillkürlichen Ruck, wenn er nicht gar „Kopf vor“ in einen Graben slog.

Wir kämpften uns unverdrossen vorwärts und suchten eben eine Anhöhe hinauf, als uns ein Anruf traf!

„Halt!“ Wir setzten hinter ein Gebüsch und raften in seinem Schutze die andere Seite der Anhöhe hinab.

Schon nach dem ersten „Halt“ riß der Posten die Latte hoch und knallte los.

Es pff! an uns drohend vorbei. Zum Glück wurde keiner getroffen. Wir fielen aber wie getroffen in einen Chausseegraben und lauschten mit fiebernden Nerven ins Dunkel.

Starres Pferdegetrappel ließ uns erzittern. Hatte der Posten reitende Gendarmen aufgeboden?

Oben auf der Straße trabten sie vorbei, vorbei an uns verstört im Graben lauernden „Landjüngern“.

Es waren Kolonialtruppen, die — offenbar nach der Front zu ritten. Sie fahndeten —



Unsere Gesichter leuchten kreidig aus dem Dunkeln...

eines der Zimmermannsnägel wird er so gesichert, daß die Tür von außen nicht geöffnet werden kann.

Eine Viertelstunde lauschten wir, ob uns jemand folgt. Nichts rührt sich.

Wir breiten eine Zeitbahn unter einen Tisch und hocken mäusehinstill darunter.

„Jetzt haben wir programmgemäß eine Stunde Ruhe“, flüstert Weiner, „dann kommen nach Schwaabs Beobachtungen die Tommys und prüfen, ob die Türen verschlossen sind und sperren die Verbindungstür ab.“

Pfeiffer sagt zu mir:

„Du weißt genau, daß der Engländer hier nicht kontrolliert.“

„Ich hab's euch doch erzählt, was ich dutzend Male beobachtet habe: die Tommys haben sich in erster Linie um unsere Baracken gekümmert. Hier, an diesen technischen Einrichtungen sind sie immer schnell vorbei. Einer hat flüchtig probiert, ob die Türen der Schmiede und der Schreinerei verschlossen sind, an der Waschküche sind sie aber regelmäßig vorbei, ohne an dem Schloß zu rütteln.“

„Dann ist's gut“, sagte Pfeiffer erleichtert. Träge und schleichend verging die Zeit. Wie lange doch so eine Stunde sein kann!

„Pf!“ es kommt einer. Wir hörten ferne Schritte. Dem Geräusch nach waren die Tommys jetzt bei der Schreinerei — nun tappen sie zur Schlosserei und jetzt —

Heißiger Bonifatius! Reht ihr die Stiefel auf unser Versteck zu!

„Schwaab“, riefte Pfeiffer und umklammerte mein Handgelenk wie ein Schraubstock.

„Das muß geradezu eine Ausnahme sein, stottere ich entsetzt. Ich fühle, wie mir die Haare zu Berge stehen.“

Wie ein Film rollte mein Gefangenleben vor mir ab, Hunger, Not, Entbehrungen, Strapazen ohne Ende und nun — das Ende?

Jetzt erklirrt das Schloß an unserer Tür. Eine kräftige Hand rüttelt. Unsere Gesichter leuchten kreidig aus dem Dunkeln. Wird der Riegel nachgegeben? — Die Hand drückt die Klinke nieder und rüttelt nochmals.

Recht schmerzhaft an unseren zum Zerpringen gespannten Nerven. Eine tiefe Stimme brummt etwas — vielleicht ist noch einer dabei. Wir hockten unter unserem Tisch zusammengekauert und wagten nicht zu atmen.

Jetzt — die Klinke hüpfte empor und die Schritte entfernten sich.

Halleluja! Todeum laudamus!

Die Schritte verhallen. Nun knarrt die Verbindungstür, und wir hören, wie sie abgeschlossen wird.

„Das war eine haarige Geschichte“, ermannte sich Weiner. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirne.

„Ich bin ja allerhand gewöhnt, aber das da ist mir doch verdammt an die Nieren gegangen.“

„Mußt du mal?“ neckte mich Pfeiffer, „da hinten steht ein prachtvoller Eimer.“



Ich zertrenne den Zaun bis ungefähr 50 cm über dem Boden

Wir kommen aber durch und stehen im schützenden Dunkeln, als wir das Gemische unserer Posten hören. Vielleicht standen sie jetzt plaudernd an der Stelle, wo wir uns eben den Weg in die Freiheit gebahnt hatten.

Daß sie unsere Kludt gleich entdecken würden, war nicht anzunehmen. Die kleine Unordnung, die wir in dem furchtbaren Drahtgewirr angerichtet hatten, war jetzt bei Nacht und Nebel nur schwer zu bemerken.

Ein hüffel Sternguderel im Frieden kann im Kriege sehr von Nutzen sein. Wir richteten uns nach unserem Kompaß und nach den Sternen. Pfeiffer verstand sich darauf. Das gab ein Gefühl der Sicherheit.

Auch waren meine diesmaligen Verbündeten zielbewußte und ältere Kameraden, die eher mir Führer sein konnten, als ich ihnen. Wie sie dachten, zeigt am besten ihre Anordnung.

„Schwaab“, erklärte mir Weiner, wir zwei wollen vorausgehen. Du mußt das nicht mit-

Gott sei Dank — nicht nach uns. Wir erhoben uns und stolperten weiter.

Nicht lange mehr, und die Nacht neigte sich ihrem Ende zu. Es fing an zu dämmern.

Damit war die Sorge um die Unterkunft da. Aus dem fahlen Morgenrauen krieg vor uns eine halbzerstörte Ortschaft; wenn ich mich recht erinnere, behauptete Weiner, es wäre Maricourt.

Pferde weideten auf einer Wiese und Bagagewagen standen umher. Der Ort war von den Engländern besetzt; trotzdem kam nur er als Aufenthalt für uns in Frage.

„Kinder“, warnte Pfeiffer, „seid mir ja vorsichtig! Es ist ja eine bodenlose Frechheit, daß wir in einem von den Tommys besetzten Ort Quartier nehmen wollen!“

„Es bleibt uns nichts anderes übrig“, schloß Weiner.

Da wir uns von der Straßenseite her nicht nähern konnten, folgten wir einem rechts von der Seite dem Neß zutreibenden Graben. Die Häuser-



Er riß die Latte hoch und knallte los...

zeile, die wir so erreichten, war besonders stark vom Granatfeuer verheert.

Besonders ein Eckhaus war jämmerlich zerstört und dem Einsturze nahe.

Balkenlügen suchten es vor diesem Schicksal zu bewahren und zu verhindern, daß es wie eine Steinlawine über die Straße prasselte. Der Dachgiebel war weggestürzt.

„Was meint Ihr“, sagte ich zu meinen Kameraden, „wenn wir uns in dieser haufälligen Hütte verdecken würden. Da drin sucht uns gewiß keiner.“

Weiner warf einen Blick auf die Ruine.

„Nein, da hast Du recht. In dieser Villa vermutet man höchstens Selbstmordatombaten.“

Nach meinem bewährten Rezept drangen wir zunächst in den Hof ein. Dort fanden wir eine Menge leerer Kisten und schleiften sie im Schweiße unseres Angesichts in das zerstörte Haus.

Sie wurden auf- und übereinander gestapelt und dienten als Ersatz für die nicht vorhandene Treppe.

Der Speicher, den wir solchermaßen erklommen, frachte zwar einige Male bedrohlich unter unseren Füßen, aber er hielt die Last aus. Es blieb uns aber das peinliche Gefühl, daß irgendeine Erschütterung von der Straße her, z. B. durch vorbeifahrende Lastwagen den Boden loslösen und uns in die Tiefe schmettern könne.

Abgesehen von diesem bedauerlichen Mangel war die Wohnung sehr hell und luftig, da das Dach zum größten Teil fehlte.

Wir hockten uns in die hinterste Ecke und machten es uns den Umständen nach bequem.

Unter Mittagessen schmiedete uns vorzüglich. Es gab Wurst aus der Doie nebst Brot und Konservegurken. Als Nachtisch vorsichtig zu rauchende Zigaretten.

Pfeiffer legte sich um, Weiner studierte die Karte und stellte fest, daß wir jetzt richtig gegangen seien. Marschrichtung Ericourt.

Ich stellte mich an eine Kiste des geborstenen Daches und sah auf die Straße.

Englische und farbige Soldaten zogen vorbei. Ich konnte ein gutes Stück der Seitenstraße überblicken, die nicht von der Zerstörung heimgelacht war. Aus einem Fenster guckte ein englischer Sergeant und qualmte seine Pfeife.

Der Anblick verdaub mir die Freude am Spazierengucken. Ich tat es den anderen nach und schlief bis gegen Abend. Niemand störte unseren Schlaf.

Als wir uns wieder ermunterten fiel die Dunkelheit schon über das Raff, wir zogen die Stiefel aus, hingen sie über die Schulter und turnten aus unserer wackeligen Bude ins Freie.

So war die zweite Nacht Marschordnung wie zuvor: voran Pfeiffer und Weiner, ich hinterdrein.

Wir gerieten in ein schwieriges Gelände: Granatrichter, aufgewühlte Wege, Draht- und andere Hindernisse und was das Schlimmste war: eine Finsternis brach ein, daß wir kaum die Hand vor den Augen sehen konnten.

Wir tasteten uns mühselig fort und kamen natürlich nur langsam vom Fied. Bald stürzte der bald jener. Wenn jetzt sich einer den Knöchel oder Fuß brach, waren die Folgen nicht auszudenken. Überdies legte ein starker Regen ein, der die Schwierigkeiten noch vermehrte.

Eine Stunde mühseligen und angreifender Marsches, wenn man diese mehr an Hindernissen rennen, Hüdenlaufen und Klettern nicht auswendig Vorwärtsbewegung so nennen darf führte uns endlich auf eine einigermaßen gangbare Straße.

Das Vergnügen dauerte nicht lange, dann ließ uns Räderrollen und Motorgeräusche im Straßengraben Dedung suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Volk und Landesverteidigung

Dr. E. Allwardt-Leipzig, Sportlehrer und Staffelsportwart

Wehrhaft durch Sport

Wenn ein Mann wehrhaft sein oder werden will, um notfalls seinem Vaterlande als vollwertiger Kämpfer zur Verfügung stehen zu können, so gibt es für ihn drei Grundbedingungen, von denen er keine unerfüllt lassen darf: Erstens muß die innere Bereitschaft zur Wehrdeed, die Wehrbegeisterung, der Wehrwille, vorhanden sein. Zweitens muß eine möglichst vielseitige und gründliche sportliche Ausbildung des Körpers auf alle Leistungen vorbereitet haben. Drittens soll die Ausbildung im Geländesport gewisse vormilitärische Kenntnisse vermitteln.

Die erste Bedingung (positive Einstellung zum Wehrgedanken) kann heute allgemein als erfüllt angesehen werden. Positivsten Angehörigen der Wehr, die „Frieden um jeden Preis“ wollen, gibt es kaum mehr. Der Begriff nationaler Ehre und Gleichberechtigung ist Gemeingut aller geworden.

Die zweite Bedingung (sportliche Ausbildung) scheint in ihrer überragenden Bedeutung für die Wehrerziehung noch nicht überall klar erkannt worden zu sein. Jedenfalls lassen die Fehlmeldungen über Sportdienst diese Vermutung ebenso zu wie die schwachen Durchschnittsleistungen vieler Formationen. Eigentlich sollten ja Schule und Sportverein jeden Mann körperlich so vorbereiten, daß der Sportdienst in der SA. nur der Erhaltung der früher erworbenen Fähigkeiten zu dienen brauchte.

Leider sieht es aber in der Praxis ganz anders aus. Ich bin weit davon entfernt, mich über die später zitierten schwachen Leistungen lustig zu machen. Vielmehr liegt eine tiefe Tragik in dieser erschreckenden körperlichen Unterwertigkeit, die gezeigt werden muß, damit alle mit ganzer Kraft an ihrer Beseitigung mitarbeiten. Kriegs- und Inflationsjahre, mangelhafter Turnunterricht in unzureichenden Übungsstätten, Arbeitslosigkeit und Unterernährung, das alles hat den einzelnen erschöpfen lassen und unsere Volksgesundheit zermürbt.

Bekanntlich waren schon vor dem Kriege nur 50 Prozent unserer Männer militärtauglich. Heute müßte eine allgemeine Untersuchung nach meinen Erfahrungen ein grauenhaftes Ergebnis zettigen. Die SA.-Ärzte können ein Lied davon singen. Gibt es doch Kameraden, deren Brustausdehnung zwischen tiefer Ein- und Ausatmung nur 3 Zentimeter (normal 10-12 Zentimeter) beträgt. Mit anderen Worten: junge Männer im besten Alter haben einen versteinerten Brustkorb, können also nicht mehr tief atmen und keine anstrengenden körperlichen Leistungen vollbringen. Dabei muß man mit Recht annehmen, daß der Prozentsatz der Schwachen und Kranken bei der SA. geringer ist, als bei denjenigen, die nicht zur SA. geeilt sind.

Die dritte Voraussetzung zur Wehrhaftigkeit (Geländesport) erfährt überall eine sorgfältige, man möchte fast sagen, für viele Leute verfrühte Pflege. Denn solange ich nicht über ein Mindestmaß körperlicher Fertigkeiten verfüge, kann ich auch nicht im Gelände meinen Mann stellen. Man höre, was darüber ein militärischer Fachmann, Johannes Runge, Sportreferent im Reichswehrministerium, sagt:

„Die erste Voraussetzung aber, daß der junge Deutsche überhaupt in das Heer eintreten kann, ist nicht die Beherrschung des Wehrsports, sondern die körperliche Geistesgüte, mit anderen Worten, die Militärfähigkeit auf Grund militärischer Unterweisung. Daher ist die Grundlage jeder körperlichen Erziehung nicht der Wehrsport, sondern jede Art von Sport und Turnen.“ (Voh. Runge, Deutscher Sport, Verlag E. S. Mittler und Sohn, Berlin S. 20.)

Natürlich lassen sich körperliche Fertigkeiten nicht in kurzer Zeit erzwingen. Daß jedoch deutlich sichtbare Verbesserungen bei regelmäßiger Übung bald eintreten, möchte ich an einigen Beispielen zeigen. Unter „regelmäßig“ verstehe ich einmaliges Üben in der Woche (etwa 1½ Stunden). Dazu sind z. B. alle Studenten mehrere Semester hindurch verpflichtet. Unter Sportarzt an der Universität Leipzig hat seit 1926 durch Körpermessungen zum Anfang und am Schluß des Semesters einen ebenso erstaunlichen Einfluß der Leibesübungen festgestellt wie uns Sportlehrern deutliche Verbesserungen der Leistungen auffielen. Und das in einem Semester = 12 Wochen, also 10-12 Übungstagen! Wie muß erst der Erfolg sein, wenn jahrelang regelmäßig Sport getrieben wird!

An drei Gruppen von Menschen, die verschiedene lange Zeit übten, sei in nachfolgender Tabelle gezeigt, wie die Übungsdauer sich auf die Leistung auswirkt.

Gruppe 1 (Studenten, die ihre Pflichtübungen erledigten) übte etwa 10 Wochen bis zur Leistungsprüfung.

Gruppe 2 (Studenten des SA.-Hochschulamts der Universität Leipzig) übte nur 4 Wochen.

Gruppe 3 (die Männer einer Motorstandarte) ging ohne Training an die Leistungsprüfung heran.

Nichts zeigt deutlicher als diese Tabelle, daß Übung den Meister macht. Auch im Wehrring wäre Gruppe 3 noch stärker abgefallen, wenn nicht die Wehrringgrube bei dieser Formation tiefer als der Abprungballen gelegen hätte. Wenn wir die Leistungen im einzelnen betrachten, erkennen

wir noch deutlicher, daß viele Leute, besonders in Gruppe 2 und 3, tatsächlich nicht die Mindestgrenze dessen erreichen, was man von einem wehrfähigen Mann verlangen muß.

So sprangen in Gruppe 3 viele weniger als 4 Meter, 3 Leute sogar unter 3 Meter (2,64 Meter ist die schwächste Leistung). Oft wurde die Kugel unter 5 Meter gestoßen und die Keule in Gruppe 2 20 Meter und weniger (12 Meter!) geworfen. Auch Hochsprünge zwischen 90 Zentimeter und 1,05 Meter waren leider keine Seltenheit. Man bedenke, daß Mädchen (!) für das Sportabzeichen 1,10 Meter hoch oder 3,50 Meter weit

Manne erreicht werden müßten. Daß aber ein Viertel aller Teilnehmer, im Kugelstoßen gar ein Drittel, diese Mindestleistung nicht erreichte, zeigt uns eindeutig den Weg, den wir in Zukunft zu gehen haben. Denn ich vermute, daß sich ähnliche Ergebnisse zur Zeit wohl in ganz Deutschland einstellen würden.

Wir müssen uns einmal vor Augen halten, was es heißt, wenn ein Mann für 100 Meter genau 20 Sek. braucht. Ruft jemand in gleichem Tempo 1000 Meter, so sind 3 Min. 20 Sek. herum. Diese Zeit müssen Jungen laufen für das Jugend-Sportabzeichen. Es gibt sogar Läufer, die 1000

Gruppe	Übungsdauer	Durchschnittsleistungen					
		100 m	Hochsprung	Weisprung	Kugel	Keule	3000 m
Gruppe 1 Studenten	10 Wochen	13,9 Sek.	1,28 m	4,53 m	7,17 m	38 m	11:44,0
Gruppe 2 SA.-Hochschulamt	4 Wochen	14,4 Sek.	1,24 m	4,23 m	6,80 m	33 m	12:02,5
Gruppe 3 Motorstandarte	ohne Übung	14,9 Sek.	—	4,22 m	6,63 m	—	—

springen müssen. Und was die meisten Mädel mit Leichtigkeit schaffen, sollte man das nicht von jedem wehrfähigen Mann auch erwarten dürfen?

Von etwa 300 SA.-M. der Gruppe 3 erreichten im 100-Meter-Lauf 12 Mann die Sportabzeichen-grenze (13,4 und besser), im Weisprung 49 Mann die Sportabzeichen-grenze (4,75 Meter und besser), im Kugelstoß 33 Mann die Sportabzeichen-grenze (8 Meter und besser).

Unter diesen Leuten sah man in erster Linie jegliche oder frühere Angehörige der Turn- und Sportvereine. Auf der anderen Seite liefen 67 Mann die 100 Meter langamer als 15,4, sprangen 63 Mann weniger als 3,81 Meter weit und stießen 103 Mann die Kugel weniger als 6,21 Meter.

Diese Leistungen stellen die untere Grenze für das SA.-Sportabzeichen (je 5 Punkte) dar und sind so vorsichtig gewählt, daß sie von jedem

100mal 100 Meter, in schnellerem Durchschnittstempo zurücklegen, als jener Mann die 100 Meter. Denn 100mal 20 Sek. ergäben 33 Min. und 20 Sek., eine Zeit, die von guten Langstrecklern glatt unterboten wird.

Nun ist wohl jedem klar: was man in der leichten Sportleistung nicht schafft, das erreicht man in feldmarschmäßiger Ausrüstung erst recht nicht. So ergibt sich eine dankenswerte Aufgabe für die Sturmkommandeure. Sie sollen nicht danach streben, eine gute Fußballmannschaft aus dem Sturm hervorzuzaubern oder mit irgendeiner anderen Repräsentation der Vereine des Reichsbundes für Leibesübungen Konkurrenz zu machen, sondern sie sollen mit allen Sturmkameraden Sport treiben.

Es besteht in der SA. eine nie dagewesene Gelegenheit, große Massen zu erfassen und för-

Generalleutnant a. D. von Taysen

Die Verteidigung

Zu Meretta, „Wie sieht der Krieg von morgen aus?“

20 Jahre sind vergangen, seitdem das deutsche Westheer in unerhörtem Siegeslauf die französisch-englischen Armeen bis zur Marne vor sich hertrieb. Gleich beim ersten Zusammenprall hatten sich der deutsche Angriffsschwung sowie die Güte der Ausbildung und Bewaffnung dem zahlenmäßig stärkeren Gegner weit überlegen erwiesen. An dem Schicksalsfluß der Marne, der auch 1918 Zeuge eines verhängnisvollen Rückschlags für die deutschen Waffen sein sollte, kam es infolge tragischer Führungsunzulänglichkeiten zum freiwilligen Ausweichen der deutschen Armeen hinter die Aisne, wo dem nur vorsichtig nachdrängenden Gegner sodann nachdrücklich Halt geboten wurde.

Die beiderseitigen Kräfte waren durch die wochenlangen gewaltigen Anstrengungen und Verluste erschöpft. Die abstoßende Wirkung der Feuerwaffe gewann damit die Oberhand über das Stoßpferdemoment. Es kam zum Stellungskrieg, den beide Parteien zunächst nur als Atempause betrachteten. Hierbei galt es ihnen als Ehrensache, ohne Not keinen Fuß breit an Boden aufzugeben.

Immer tiefer gruben sie sich in die Erde hinein, immer stärker und uneinnehmbarer wurden die tief geliebten Feststellungen ausgebaut. Kein Wunder, daß alle Bemühungen, lediglich mit einer Steigerung der bisherigen Mittel den feindlichen Widerstand zu zerbrechen und durch Rückkehr zur Bewegung den Weg zur Entscheidung freizumachen, zunächst fehlschlugen.

Allen Anstrengungen zum Trotz schleppte sich somit der Stellungskrieg von Jahr zu Jahr hin. Auch die Materialschlachten von 1916 und 1917 verzeichneten mit ihren Massenaufgeboten von Kämpfern, Artillerie und Munition hieran nichts zu ändern. Ein entscheidender Durchbruch gelang an keiner Stelle im Westen. Einer Umfassung dagegen, dem vornehmlichsten Siegesmittel, stand die feste Anlehnung der beiderseitigen Heeresflügel an Nordsee und Schweizer Grenze entgegen.

Es ist nur zu verständlich, daß alles die Bedeutung dieses sich tatenslos verzehrenden und nur zeitweise von den Kämpfen blutiger Materialschlachten durchzitterten Zustandes ersahnte, der wie ein böses Geschwür an der moralischen und materiellen Kraft der Heere fraß. Ihn zu überwinden, konnte aber erst gelingen, wenn einer der beiden Gegner einen entscheidenden Kräfteüberschuß aufzubringen vermochte.

Dies gelang der Entente im Jahre 1918 durch den Masseneinsatz des Kampfswagens, der geschützte Feuer- und starke Stoßkraft in sich vereinigte, allerdings gegenüber dem durch mehrere schwere Angriffsschlächten erschöpften und ausgebluteten deutschen Heere!

Das „Wunder der Technik“, der Kampfswagen, erschien nach dem Weltkrieg als das Rezipit des Sieges, das in zukünftigen Kriegen die Bewegung in Fluß erhalten und damit in Verbindung mit der immer höher gestiegenen Luftwaffe, den Gasen usw. die baldige Entsendung bringen würde. In jenem bei Neuerwerbungen so oft zu beobachtenden Überschwang sahen viele bereits im Geiste die Panzerheere, in raschem Siegeslauf allen Widerstand zermalmend, durch die feindlichen Lande brausen, während ungeheure Luftgeschwader den Krieg bis in die fernsten Winkel trugen.

Bewegung! Wie wieder Stellungskrieg! Angriff! Nichts als Angriff! So lautete die Parole. Alle Mittel schienen recht, wenn sie nur dies ermöglichen konnten.

Den ungestümen Fanatikern einer allzu einseitigen Offenherzigkeit stellten sich alsbald die ruhig Abwägenden und feiler auf dem Boden der Wirklichkeit Stehenden entgegen. Zu ihnen gehört der Italiener Meretta, der sich in dem geistvollen Buch: „Wie sieht der Krieg von morgen aus?“ mit den Problemen eines Zukunftskrieges auseinandersetzt. Vor allem weist er nach, daß Angriff und Verteidigung noch immer die beiden Profile des Kriegsgesichts „gemessen sind und es auch in Zukunft bleiben werden.“

Jede zu einseitig betonte Angriffslehre birge die Gefahr schwerer Enttäuschungen in sich. Auch weist er darauf hin, wie noch immer die Technik von der Technik überholt und überwunden wurde. Ist doch einem starken Kampfmittel noch stets das Gegenmittel gefolgt.

Im ständigen, durch Jahrhunderte zu verfolgenden Kampf zwischen Stoß- und Abwehrermögungen neigt sich die Stegesschale von Fall zu Fall der jeweils stärkeren Kraft zu. Die österreichische Stoßtaktik zerbrach 1866 im wirksamsten Abwehrfeuer des preussischen Jägnadelsgewehrs. Am 18. August 1870 setzte die leistungsfähigere preussische Artillerie den — trotz beständiger Verluste durch das weit überlegene feindliche Infanteriefeuer — mit unerhörtem Schwung im Angriff verharrenden Garden die Bahn nach St. Privat frei.

perlich zu ertüchtigen. Sport muß Dienst sein und verpflichtend für alle, denn auch Gutes muß der Mensch zuweilen aufgegeben werden. Er muß regelmäßig, d. h. wöchentlich einmal stattfinden. Ob ein Waldlauf gemacht wird, ob Hindernisturnen oder Bodengymnastik, ob Leichtathletik oder Schwimmen, das bleibt sich gleich. Die Hauptsache ist, daß energisch gearbeitet wird, kein Leerlauf entsteht und keine Langeweile aufkommt. Jeder Mann muß außer Atem kommen. Und Spaß muß es geben! Jede Übungsstunde ist verfehlt, in der nicht wenigstens einmal herzlich gelacht wurde.

Der Erfolg kann nicht ausbleiben: Der Schlappe wird kräftiger, der Langsame schneller, der Steife gelenkiger und der Kurzatmige ausdauernder. Im Gelände werden dann die Leute allen Strapazen gewachsen sein, denn wer am Red und Barren turnen kann, steigt auch über jeden Zaun, wer an Stangen und Tau klettern kann, dem ist kein Baum zu hoch, wer auf dem Sportplatz 5 Meter weit springt, den schreckt auch ein 3 bis 4 Meter breiter Graben nicht zurück, wer in Sportkleidung der Schnellste ist, wird auch in Dienstanzug und voller Ausrüstung der Schnellste sein, und wer schwimmen kann, braucht in eiligen Fällen (im Gelände) nicht erst lange nach der nächsten Brücke zu suchen.

Ein Beispiel: Im Sommer 1933 ließ ich sechs Jugendliche meines Sportvereins als Mannschaft am Wursteulenweitwurf teilnehmen. Keiner hatte jemals so ein Ding in der Hand gehabt, und doch kamen sie auf eine Durchschnittsleistung von 44 Meter. Warum? Weil sie alle gute Ball- und Speerwerfer waren!

Man würde jedoch dem Sport ein Unrecht zufügen, wenn man seinen Wert nur in der Verbesserung der Leistung und der körperlichen Konstitution suchen wollte. Auch wertvolle Charaktereigenschaften, Mannschaftsgeist, gesunder Ehrgeiz, Fähigkeit in der Verfolgung eines Zieles werden durch Sport gefördert. Die Abwechslung und luftbetonte Betätigung bringt Freude und Schwung in die Mannschaft und ist sogar während des Krieges als heilames Rezept gegen eine gewisse Frontmüdigkeit angewandt worden, allerdings bei unseren Gegnern: „Im Weltkrieg haben unsere Gegner an der Westfront Tausende von Sportlehrern hinter der Front angestellt, um die ermüdeten Frontkämpfer nach kurzer Zeit der Ruhe durch Spiele leichtsinnig und körperlich zu erfrischen.“ (Runge.)

Aus Material und Moral zusammengeleitet, ist bald die Angriffskraft, bald die Abwehrkraft stärker. Zur Zeit vermag die außerordentlich gesteigerte Kraft des Kampfswagens als starker Siegesfaktor überall da sich durchzusetzen, wo ihm keine gleichen oder panzerbrechenden Waffen in genügender Zahl entgegengetreten oder wo ihm keine für seine Eigenart unüberwindlichen natürlichen oder künstlichen Hindernisse den Weg versperren. Eine wohlorganisierte aktive und passive Kampfswagenabwehr durch Bereitstellung der erforderlichen Abwehrwaffen und durch geschickte Auswahl und Ausnutzung des Geländes sind somit für einen Verteidiger entscheidende Hilfsmittel.

Zweifellos ist der Verteidiger im übrigen in mancherlei Hinsicht dem Angreifer gegenüber im Nachteil. Er kennt nicht die Stunde des Angriffs und verbringt in Erwartung des ihm unbekanntem Zeitpunkts und in ständiger Alarmbereitschaft schon vor dem Kampfbeginn so mancherlei an seelischer und körperlicher Spannkraft. Er muß es auch in Kauf nehmen, daß er einen Angriff, auch bei günstigem Ausgang, wohl abschlagen, aber damit noch keine durchschlagende Entscheidung erzielen kann.

Wenn auch Wellington in der Schlacht bei Belle-Alliance am 18. 6. 1815 dank der unerlöschlichen Haltung seiner Truppen die ungestümen Angriffe Napoleons abzuwehren vermochte, so konnte der vernichtende Sieg über die Franzosen doch nur durch den entscheidenden Plankampf der unter Blücher herbeieilenden preussischen Armeen erzielt werden. Nur Angriff entscheidet!

Verteidigung in ihrer reinen Form kann nur abwehren und wird bestenfalls als Erfolg buchen können, daß die Vernichtungsabsichten des Gegners gescheitert sind. Um mehr zu erreichen, muß der Verteidiger selbst zum Angriff übergehen. Seine Stunde kann kommen, wenn das feindliche Stoßpferdemoment im Ringen um die Entscheidung verbraucht ist und er noch soviel lebendige Kraft aufzubringen vermag, um nunmehr seinerseits an entscheidender Stelle und mit ausreichenden Mitteln (einschließlich eigener Kampfswagen) zuzuschlagen. Vorbedingung ist allerdings, daß der Gegner bis dahin weder in der Umfassung noch im Durchbruch entscheidende Erfolge erzielt hat.

Wozü noch Segelschulschiffe?

Von Sturmbannführer Neureuther, SA.-Marinebereichsführer der Gruppe Hochland

Die Reichsmarine hatte im Sommer 1932 den schweren Verlust ihres Segelschulschiffes „Niobe“ zu beklagen, wobei eine große Anzahl des jungen Nachwuchses den Tod in den Wellen fand. Durch die aus dem ganzen Volk herausgewachsene „Niobe-Spende“ und durch Reichsmittel wurde daran anschließend das neue Segelschiff der Reichsmarine „Gorch Fock“ gebaut und am 3. Mai 1933 vom Stapel gelassen.

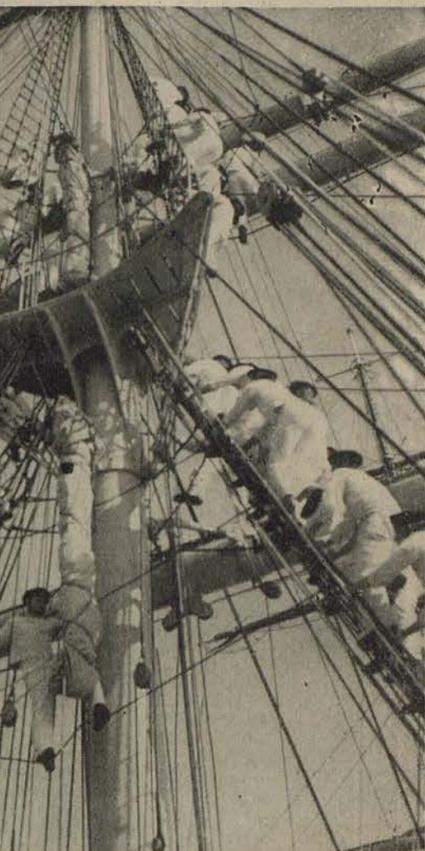
Diese Tatsachen gaben dazu Veranlassung, daß in weiten Kreisen die Frage auftauchte, warum in der heutigen Zeit der Technik noch Segelschulschiffe verwendet werden, die naturgemäß eine gewisse Gefährdung von Menschenleben mit sich bringen. Vielen Leuten ist es unverständlich, wie heutzutage, wo die Überwindung der

Naturkräfte abhängig ist und bleibt, darauf Wert gelegt werden, daß er über wirkliches Wissen und Können verfügt. Dies bedeutet aber bei diesem Berufe, daß er vollkommen vertraut ist mit den Naturkräften, unter deren Einwirkung sich dieser Beruf immer vollziehen wird, nämlich unter dem Einfluß von Meer und Wind.

Wenn auch die moderne Technik dem Seemann eine Reihe von Hilfsmitteln an die Hand gibt, es wird der Kampf mit den großen Mächten Meer und Wind immer bleiben, und dieser Kampf kann nur siegreich bestanden werden durch genaue Kenntnisse dieser Kräfte. Diese lernt man aber nicht fennen auf einem großen, diesen Kräften bereits mehr oder weniger gewachsenen Dampf- oder Motorschiff,

In diesem Zusammenhange ist es interessant, einen Überblick zu geben, wie andere seefahrende Nationen ebenfalls die Ausbildung auf Segelschulschiffen betreiben und in den letzten Jahren auch neue Schiffe gebaut, oder in Dienst gestellt haben. So hat Frankreich im Jahre 1932 zwei Segelschulschiffe in Dienst gestellt, Griechenland im Jahre 1927 ein solches von 1900 Tonnen und 1600 Quadratmeter Segelfläche, Italien verfügt seit dem Jahre 1929 bzw. 1931 über zwei Segelschulschiffe mit Dieselmotoren, von einer Größe von 3500 bzw. 2800 Tonnen. Portugal hat seit 1924 ein Segelschulschiff von 3200 Tonnen im Dienst. Spanien bildet seinen Nachwuchs aus auf einem Viermastschoner mit Dieselmotor von 3400 Tonnen und hält seit 1927 zu dem gleichen Zweck eine Dreimastbark mit zwei Dieselmotoren in Dienst.

Auch das kleine Jugoslawien hat im Jahre 1931 bei der Hamburger Werft H. C. Stuelken ein Segelschulschiff in der Größe von 720 Tonnen bauen lassen das den Namen „Jadrán“ führt. In England wird der Nachwuchs in besonderen Jugend-Marinenschulen ausgebildet, wo kleinere Segelfahrzeuge diesem Zwecke dienen. Wie sehr aber gerade in England das Segeln betrieben wird, zeigt, daß kürzlich 5 junge Seeoffiziere des Ostasiatischen Geschwaders ihre Urlaubsreise von Songtong in die Heimat auf einer Segelschiff



Aufentern zum Segel setzen!



Musterung am Oberdeck des „Gorch Fock“

Naturkräfte in einem großen Ausmaße gelungen ist, wo Riesenschiffe sicher das Meer befahren, die Ausbildung des wertvollen jungen Nachwuchses immer noch auf Segelschulschiffen sich vollziehen soll.

Es ist erstaunlich, daß gerade im Dritten Reich solche Fragen gestellt werden, denn gerade unser heutiger nationalsozialistischer Staatsaufbau legt doch auf Boden- und Naturgebundenheit, auf die Hebung des Handwerkes allergrößten Wert also darauf, daß nicht aufgekochtes Wissen maßgebend sein soll, sondern wirkliches Können.

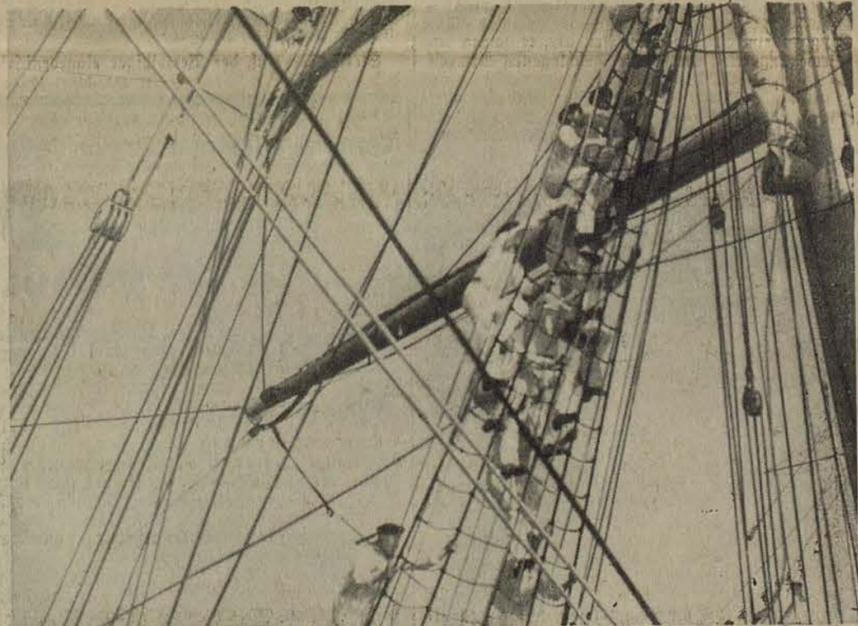
Im gleichen Sinne muß aber auch bei der Schifffahrt, also bei dem Beruf des Seemannes, der trotz aller fortgeschrittenen Technik von den

sondern nur auf einem, für die Einwirkung dieser Naturelemente besonders empfindlichen Fahrzeug, also auf einem Segelschiff, das durch den Wind bewegt wird und bei dem die Einwirkungen von Wind, Seegang, Strömung also alle für den Seemann maßgebenden Kräfte genauestens beobachtet, berücksichtigt und ausgeübt werden müssen.

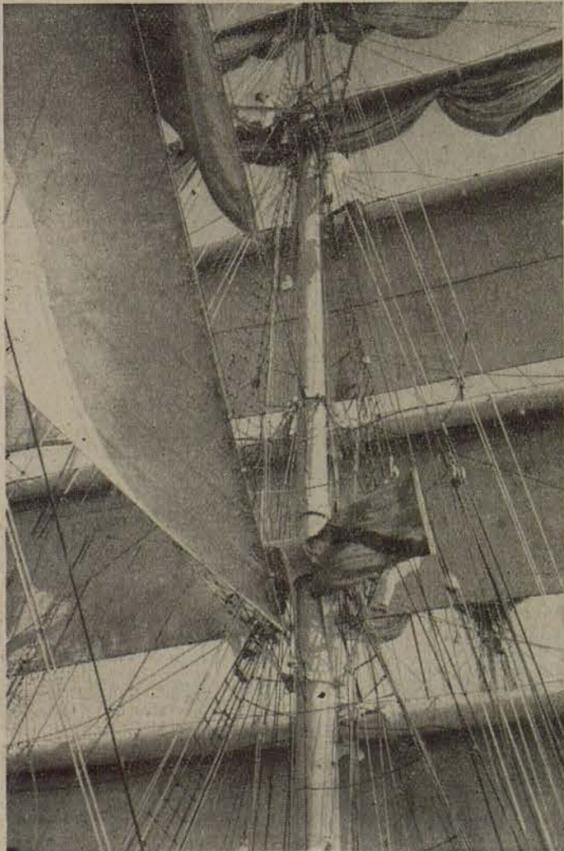
Diese für die Ausbildung des jungen Seemannes maßgebenden Verhältnisse sind dementsprechend auch in anderen Nationen erkannt worden, aber auch ein Rückblick auf unsere früheren deutschen Segelschulschiffe zeigt, daß diese Schule auch bei uns als die richtige erkannt worden ist und sich bewährt hat, und es sei in diesem Rahmen nur an die Schiffe „Amazone“, „Niobe“, „Gefion“, „Gneisenau“, „Moltke“, „Stein“, „Stoß“, „Charlotte“ erinnert, alles Segelfahrzeuge — meist ohne eine Hilfsmaschine — auf denen der junge Nachwuchs seine Grundausbildung erhielt.

Kurz vor dem Kriege wurde zwar eine kurze Zeit die Ausbildung von Seeladetten und Schiffsjungen auf die 5000 bis 6000 Tonnen großen Kreuzer der „Hertha“-Klasse verlegt und dadurch mit dem Prinzip der Segelschiffsausbildung gebrochen, aber sofort nach dem Kriege hat die Reichsmarine diese Art der Ausbildung wieder aufgenommen. Sie kaufte im Jahre 1922 das auf der Bremerwerft erbaute stählerne Segelschiff „Niobe“ und baute dasselbe zum Schulschiff um. Bis zum Jahre 1932 diente dieses Schiff der Segelausbildung unseres Nachwuchses und wurde nach seinem Untergange durch das neue Schulschiff „Gorch Fock“ ersetzt.

Dieses hat eine Größe von 1500 Tonnen, eine Geschwindigkeit von 8 Seemeilen, einen Dieselmotor von 500 PS., der auf eine Schraube arbeitet. Das Schiff ist 74 Meter lang, 12 Meter breit und hat einen Tiefgang von 4,60 Meter. Die Besatzung beträgt 51 Mann und hierzu kommen als Schüler 180 Kadetten bzw. Schiffsjungen. Das Schulschiff hat drei Masten und eine Segelfläche von 1800 Quadratmeter. Mit diesem neuen Schulschiff verfügt die Reichsmarine über das modernste Segelschulschiff, das auch für weite Fahrten auf allen Meeren geeignet ist.



„Aufentern“, jeder will der erste sein



Die Segel sind fast alle gesetzt



Segelschulschiff „Gorch Fock“ unter Segel

mittlerer Größe durchgeführt haben ähnlich liegen die Verhältnisse in Amerika, wo ebenfalls wenn auch die Kriegsmarine keine eigentlichen Segelschulschiffe in Dienst hält, trotzdem der Nachwuchs seine Grundausbildung auf den Segelschulschiffen der einzelnen Marineschulen erhält.

Nur Japan ist in der glücklichen Lage, auf eine besondere Ausbildung auf Segelschulschiffen verzichten zu können, da dieses Land infolge seiner Küstengestaltung über einen ungemein großen Prozentsatz an seefahrender Bevölkerung verfügt, und weil bei diesem jungen aufstrebenden Volke der technischen Ausbildung mehr Ge-

wicht zugesprochen werden muß, als bei anderen Völkern, bei denen der Sinn für moderne Technik schon vielmehr Allgemeingut geworden ist.

Wer den Dienst auf einem Segelschulschiff durchgemacht hat und vor allen Dingen an Bord eines solchen Fahrzeuges längere Zeit gefahren ist, weiß, wie außerordentlich erzieherisch dieser Dienst auf den jungen Menschen einwirken muß. Der Dienst ist abhängig in erster Linie davon, daß das Schiff unter Segel fährt; dies erfordert eine dauernde Beobachtung und eine dauernde Wachsamkeit, damit durch richtige Segelstellung und Segelführung der herrschende Wind für die Fortbewegung des Schiffes ausgenützt wird, aber auch damit alle Gefahrmomente ausgeschaltet werden.

Dies bedeutet, daß bei einer Änderung des Windes, sei es in seiner Richtung oder in seiner Stärke, Segelmanöver notwendig sind, für deren Durchführung mindestens die Hälfte der Besatzung, wenn nicht „Alle Mann“ gebraucht werden. Tag und Nacht muß jeder einzelne damit rechnen, zu den hierfür notwendigen Manövern herangezogen zu werden. Wer beispielsweise bei schlechtem Wetter drei, und viermal in einer Nacht „herausgepiffen“ wird, und in der Tafelage oder auf dem schwankenden Deck arbeiten muß, der erlebt das Meer und auf dieses Erleben kommt es an.

Der Dienst in der Tafelage verlangt eine genaue Kenntnis von allen Einrichtungen, also von Taumelk und Bläden, der Segel usw. Das Arbeiten in der Tafelage erfordert — vor

allem bei schlechtem Wetter — dauernde Achtsamkeit, Kraft und Mut. Die Bedienung der Segel ist aber nur möglich, wenn auch die Vorbereitungen hierzu dauernd getroffen sind. Es zieht also dieser Dienst ganz besonders zur Ordnung und zum Vorausdenken, denn wenn plötzlich Wind oder Seeegang irgendeine Maßnahme erfordern, so ist es zu spät, dann erst das Tauwerk in Ordnung zu bringen, oder klar zu legen. Alles muß bis auf das Kleinste zum Gebrauch hergerichtet und vorbereitet sein.

Aber nicht nur in rein sachlicher Beziehung ist der Dienst auf einem Segelschiff eine ausgezeichnete Schulung für Beobachtung, Ordnung und Vorausdenken, er ist auch eine hervorragende Erziehung zur Selbstsucht, Sauberkeit und Kameradschaft, denn

nur dann kann die Besatzung eines Segelschiffes den Kampf mit den umgebenden Naturgewalten siegreich bestehen, wenn jeder einzelne der Besatzung aufopferungsfähig, an welcher Stelle es auch immer sei, bereit ist, in diesem Kampfe als Teil eines Ganzen seinen Mann zu stellen.

Die heutige Lage in Deutschland verlangt ebenfalls in erster Linie Selbstsucht und Kampfreudigkeit und das beste Erziehungsmittel für das ganze deutsche Volk wäre deshalb, man könnte jeden einzelnen Volksgenossen die hohe Schule eines Segelschiffes durchmachen lassen, dann würde sich rascher die Forderung unserer Tage erfüllen: „Deutschland werde hart!“

Die Verteidigung

(Schluß von Seite 13)

Wie schon gesagt, spielen hierfür Geländeausnutzung und Kampfwagenabwehr die entscheidende Rolle, indem sie dem Gegner den Einlaß seiner wichtigsten Waffe, des Kampfwagens, zum mindesten erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Neben einer entsprechenden Waffenausstattung ist das Gelände mithin maßgebend und bringt dem Verteidiger bei richtiger Auswahl und Verwendung bedeutungsvolle Vorteile. Bestimmt doch nicht der Angreifer den Kampfplatz, sondern der Verteidiger sucht ihn für seine Zwecke — möglichst weitgehend kampfwagenförmig — aus, verstärkt es und zwingt den Angreifer in das flankierende und sich kreuzende Abwehrfeuer seiner nach sorgfältigem Plan aufgebauten Maschinengewehre hinein. Dann wird sich bei zweckmäßigem Handeln das Clausewitzsche Wort immer wieder als wahr erweisen, daß die Verteidigung die an sich stärkere Form ist. Um sie zu überwinden, ist der Angreifer zu erheblichem Kraftüberschuß genötigt. Verlangt dieser, so bleibt der Angriff stecken.

Moretta setzt in seinem Buch den Begriff der Verteidigung mit dem des Stellungskrieges gleich. Zweifellos ist dieser die stärkste, ausgeprägteste und nachdrücklichste Form der Verteidigung, so sehr er auch aus vielerlei Gründen abgelehnt wird. Mit Recht betont Moretta, daß die Auffassung, er würde nur weil unerwünscht, nie wiederkehren, ein gefährlicher Irrtum sei. Lähmung und Erschöpfung auf beiden Seiten, die Notwendigkeit einer Atempause, Mangel an Kampfwagen, die Unmöglichkeit, den feindlichen Widerstand zu zerbrechen, Geländeschwierigkeiten, abwartende Lagen auf Nebenfronten abseits der großen Entscheidungen u. a. m., sie alle können Anlaß geben, daß der Stellungskrieg trotz allem doch wieder, wenn auch vielleicht nur örtlich und zeitlich, in Erscheinung tritt.

Der bekannte Militärchriftsteller, Major Richter, wirft zu diesem Problem die sehr beachtliche Frage auf, ob es nicht für Österreich-Ungarn ein Glück gewesen sei, als es seinen im Bewegungskrieg empfindlich geschlagenen Armeen gelang, zum Stellungskrieg zu kommen. Ohne ihn wäre ein baldiger Niederbruch der Donaumonarchie kaum aufzuhalten gewesen.

Man wird aber doch wohl hervorheben müssen,

daß die Verteidigung nicht nur für den Stellungskrieg, sondern auch für den Bewegungskrieg von Bedeutung ist. Welcher alte Frontkämpfer wird nicht mit gleicher Genugtuung so vieler schwingvoller und lohnender, wenn auch verlustreicher Angriffe, wie auch so mancher Fälle im Bewegungskrieg gedenken, in denen seine zähe Verteidigung den feindlichen Kampfwillen zerbrechen konnte! Ist nicht jeder Angehörige der deutschen 217. Infanterie-Division stolz in der Erinnerung an die heldenhafte nachhaltige und blutige Verteidigung, in der sich die im Vormarsch vereinzelt gefasste und vom Feinde rings umschlossene Division der tagelangen russisch-rumänischen Massenstöße mit Erfolg erwehrt? Das war Verteidigung und Bewegungskrieg!

Im allgemeinen pflegt sich der Schwächere zu verteidigen, um durch geschickte Geländebeherrschung einen Ausgleich für seine Unterlegenheit zu erlangen. Worin diese jeweils liegt, ob in der Zahl, in der Bewaffnung, Munitionierung usw., ist hierbei an sich Nebensache. Nicht gleichgültig ist es allerdings, wenn sie in Mängeln der Ausbildung oder gar an innerem moralischen Gehalt besteht. Insbesondere des letzteren bedarf es zur Behauptung gegenüber den vor allem auch feilschen Einwirkungen eines neuzeitlichen Kampfes.

Im übrigen ist es selbstverständlich, daß der schwächere Verteidiger alle sich ihm darbietenden Vorteile — vor allem auf dem Gebiete der Kampfwagenabwehr-Organisation — nach Kräften ausnützt. Er muß sie nur zu gebrauchen verstehen und das Wesen der Verteidigung erfasst haben. Er wird sich weder mit unzureichenden Mitteln noch in einem ungeeigneten Gelände hartnäckig verteidigen wollen, sondern in diesen Fällen, wenn es die Lage nur irgend erlaubt, z. B. die Form des hinhaltenden, auf Zeitgewinn abzielenden Widerstandes wählen. Es kommt mithin auf die Kenntnis der taktischen Grundbedingungen an. Sie sich anzueignen, ist Sache des Vernens!

Stets aber muß der Verteidiger eingedenk sein, daß eine Entscheidung in der Verteidigung nur zu erzielen ist, wenn er aus ihr heraus bei günstiger Gelegenheit und mit ausreichenden Mitteln selbst zum Angriff überzugehen vermag.

Der Sturm auf das steinerne Herz



Es war ein schwieriger Fall. Alle möglichen Umstände und unglücklichen Verwicklungen der Kriegs- und Nachkriegszeit hatten dazu geführt, daß die Frau meines Freundes gegen alles Denkfähige ihr Herz versteinern ließ. Sie lebte nur in der Vergangenheit und glaubte, das unglücklichste Befehl auf der Welt

zu sein! Das schmerzte den Mann sehr, denn er erwartete von der Zukunft noch manches Schöne. Die Adventszeit jeht brachte ihm eine Idee, bei deren Durchführung sich ihm helfen mußte. Mit zwei Dutzend Kindern aus Haus und Nachbarschaft wurde die geheime Abmachung getroffen: Wenn an diesem Fenster eine weiße Fahne erscheint — dann kommt sofort zur Weihnachtsbescherung! Wir mußten vorsichtig vorgehen. Zuerst brachten wir heimlich in kleinen Paketen die Geschenke ins Haus und verdeckten sie sorgfältig. Dann mußte Weihnachtsgebäck in ungeheuren Mengen angeschafft werden, für Schokolade war zu sorgen, und schließlich war auch ein Bäuerchen in die Wohnung zu schmuggeln. Endlich kam der Tag, und wir sahen nun im Zimmer meines Freundes und warteten darauf, wann seine Frau wohl ihren Spaziergang machen würde, denn wir mußten sie ja vor die vollendete Tatsache stellen! Es wurde drei — es wurde vier Uhr. Noch immer war sie nicht gegangen. Von der Straße erscholl ständig ansehendes Gemurmel. Die Zahl der wartenden Kinder nahm jede Minute zu. Endlich! Kurz nach 4 Uhr schlug die Haustür zu. Wir warteten noch ein paar Minuten, und dann wurde das verdeckte Zeichen gegeben! Was nun folgte, war ein unbeschreiblicher Tumult. In aller Eile mußten Tische zusammen



mengerückt und gedeckt werden. Alle Hände halfen mit, alles schrie und stieß durcheinander, hier ging eine Tasse zu Bruch, und dort drohte ein ganzer Tisch umgestoßen zu werden. Es war wunderbar! — Schließlich sah alles. Die Schokolade konnte eingegossen und die denkwürdige Schlacht um die Kuchenstücke eröffnet werden! Als es am lautesten war, erschien die Frau meines Freundes. Ob sie erkannt war? Sie war entsezt! Ihr erster Versuch zu protestieren ging in tollem Lärm unter, und ehe sie sich versah, sahen ihr die zwei Kleinsten auf dem Schoß, wickelten den Schokoladenmund an ihrer Blase ab und wollten von ihr wissen, wann denn nun endlich die Bescherung käme. Diese Frage wurde aber kurz. Die Kinder sahen gelächelt, und ganz beschämt gestand die Frau, daß sie gar nichts zu beschenken habe! Das war der große Augenblick für meinen Freund. Er nahm seine Frau beiseite und übergab ihr die vielen, vielen Pakete. Als sie dann beim Ausstellen der Gaben immer wieder das Bild in die Kinderaugen kommen sah, wenn die Händchen ihr Geschenk umspannten, ging auch ihr das Herz über, und auch sie wurde glücklich. Seitdem ist sie wie umgewandelt, hat das Vergangene vergessen und blickt froh in die Zukunft. Und die Weihnachtspläne für dieses Jahr sind schon geschmiedet! Die Moral von der Geschichte? Stolz findet immer, wer Kinder zu Weihnachten glücklich macht.



TODESANZEIGE

In der Nacht zum Montag wurde der

SA.-Obertruppführer

WILHELM EWERT

vom Wachdienst der Obersten SA.-Führung

durch einen Motorradunfall jäh aus unseren Reihen gerissen. W. Ewert stand im 26. Lebensjahr und war Inhaber des Gold-Parteihrenzeichens. Seit 1926 setzte er sein junges Leben in vorbildlicher Weise für die Idee und den Führer ein. Auch er marschiert im Geist in unseren Reihen mit.

Der Chef des Stabes

Lutze

Die Leiche wurde am Mittwoch, 21. Nov. 1934, nach Dortmund überführt.

Was Germanen einst war der Met im Pokal Ist uns deutscher Schaumwein beim festlichen Mahl.

Jedes Familienfest, jeder frohe Sonntag wird doppelt schön bei deutschem Schaumwein! In allen Weinhandlungen und Feinkostgeschäften: RM 2.50, 3.-, 4.50 usw.

Anzeigen im SA.-Mann haben stets besten Erfolg

Erhalte Dir Dein Erbgut gesunde weiße Zähne durch BIOX-ULTRA die schäumende Sauerstoff-Zahnpasta

Sportbüchsen

Wachschneidn Mk. 9.50. Waffen aller Art sehr billig. Preisliste gratis. Wilh. Mütchler Söhne Neuenrade 23 i. W.

Waffenscheinerei: Colbmm N. 3.30. mehrschüss. M. 5.90 - 7schüss. M. 7.40 - 10schüss. J. Ortman, Nürnberg 4. 2

Prismen-Feldstecher

100 Meter. Jagd, Feldstecher, optisch, aus Metall. Dauer großformatig. Spezialgröße 8x21 mit 100m. 12. 40.50. Katalog fr. kostenlos. Dr. F. A. Wöhler, Opt. Fabrik, Kassel 28

Käse billiger 8 rote Kugeln 3.30 C. Ramm, Harfurt, Holst. 8. 2

Spiegel-Waffen

Ausrichtungen. Preisliste gratis. Waffen aller Art. 60 Jahre Bestehen.

Nichtraucher

in 3 Tagen für immer d. Ultratona-Gold. Gerinne Kosten. Prospekt frei E. Conert, Hamburg 21 A

Einm Frohen und Gnußbräutchen

was man zu Weihnachten schenkt. Gewiß! Aber es müssen ja nicht Kostbarkeiten sein. Freude machen auch nützliche kleine Dinge, beispielsweise ein paar indanthrenfarbene Taschenrechner, Reicht's zu mehr, so kann ein indanthrenfarbiges Wäschestück, eine indanthrenfarbige Schürze, eine indanthrenfarbige Tischdecke oder der gleichen die willkommene Gabe sein.

Warum indanthrenfarbig? Weil dann wegen der Haltbarkeit der Farben nichts zu befürchten ist. Indanthrenfarbige Textilien sind bekanntlich unübertroffen waschecht, lichtecht, wetterecht!

WALTER ZUERL

(Schluß)

Ritter der Luft

Leutnant Rudolf Windisch verschollen am 27. Mai 1918.

Der Fliegerleutnant Rudolf Windisch wurde am 27. Januar 1897 in Dresden als Sohn des Konditoreibeholders Bruno Windisch geboren. Kaum 17jährig, trat er am 14. September 1914 als Einjährig-Freiwilliger beim Ersatz-Bataillon, Infanterie-Regiment Nr. 177, ein und rückte nach kurzer Ausbildung zum Regiment ins Feld.



Rudolf Windisch

Schon am 21. November 1914 wurde er im Westen durch einen Granatplitter verwundet, war im Lazarett Laon und im Reg.-Lazarett Dresden bis zum 10. Dezember 1914. Schon als 14jähriger Junge hatte er großes Interesse für das Flugwesen und damals schon Flugzeugmodelle gebaut, unter anderem auch ein Segelflugzeug, das ausgestellt und prämiert wurde.

Noch vor Weihnachten 1914 ging sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung, er wurde zur Fliegerabteilung 6 nach Großenhain verlegt. Im Februar 1915 kam er zur Militärfliegerschule nach Leipzig-Lindenthal, wo er auch bald zum Unteroffizier befördert wurde und als Fluglehrer noch einige Zeit in der Heimat bleiben mußte. In rastloser Arbeit bereitete er sich hier auf seine neue Tätigkeit vor und ging bald darauf an die Front. Jetzt war er in seinem Element. Die Luft war fortan sein Kampfplatz, hier begann er seine erfolgreiche Laufbahn.

Am 1. Mai 1916 wurde Windisch zur Feldfliegerabteilung 62 versetzt und kam an die Ostfront. Wiederholt taucht sein Name im Heeresbericht auf. Zusammen mit seinem Beobachter, Oberleutnant von Cossel, führte er manche ausgezeichnete Fliegerleistung aus. Es galt, im Rücken des Feindes wichtige Eisenbahnen durch Flugzeugbomben zu zerstören. In der Nacht vom 2. auf 3. Oktober 1916 gelang den beiden auch die Sprengung der Bahnlinie Kowno—Brody. Anerkennend wurde die Tat im Heeresbericht erwähnt.

Mit dem neuen Jahr kommt Windisch auch an die Westfront. Er wurde zum Generalkommando I versetzt und führte im Verbande der Jagdstaffel 32 im Oberesels, Lothringen, bei Verdun, am Chemin des Dames, bei Reims und bei Ailette zahlreiche und erfolgreiche Flüge aus. 1917 erhielt er den Hausorden der Hohenzollern.

Am 19. Januar 1918 wurde Windisch Führer der Jagdstaffel 11, jedoch nur für kurze Zeit, denn bald darauf übernahm er die Führung der Jagdstaffel 66, wo er die Zahl seiner Siege auf 22 erhöhen konnte. Im März 1918 meldete der Heeresbericht: „Die Siege des Leutnants Windisch und seiner Jagdstaffel 66 zeigen mir, daß Leutnant Windisch den mit seinem ehemaligen Beobachter, Oberleutnant von Cossel, bewährten Taktendrang und Angriffsgeist sich nicht nur erhalten, sondern ihn auch auf seine Jagdstaffel übertragen hat. Ich spreche dem Leutnant Windisch und seiner Jagdstaffel meine volle Anerkennung aus und wünsche ihnen weitere Erfolge. v. Höppner“.

Am 27. Mai 1918, mittags 1.25 Uhr startete Windisch mit seinem Fokker D VII — Nummer 2035. Zwischen Lesges und Couvrelles fand er einen Gegner, einen französischen Doppeldecker, den er bald als seinen 22. Abschluß herunter holte. Während er den im Luftkampf tief herabgedrückten Gegner erledigte und zum Absturz brachte, wurde er selbst von mehreren feindlichen Jagdfliegern angegriffen und erhielt einen Schuß in den Benzintank, so daß er mit einer langen weißen Rauchfahne hinter sich auf feindlichem Gelände notlanden mußte. Sofort begaben sich deutsche Fliegerkameraden zur Notlandestelle. Das Flugzeug lag mit gebrochenem Fahrgestell 50 Meter neben dem brennenden französischen Doppeldecker und hatte nur den einzigen Treffer im Benzintank, während keinerlei Blutspuren auf eine Verwundung des Insassen schließen ließen. Von dem Flieger selbst fehlte jede Spur.

Das Rote Kreuz in Stuttgart teilte den Eltern dann mit, daß ihr Sohn sich nach Meldung aus dem englischen Hauptquartier unverwundet in französischer Gefangenschaft befindet. Anfang August verständigte der Kommandierende General der Luftstreitkräfte die Eltern, daß Rudolf

sich in französischer Gefangenschaft befindet. Wiederholt bestätigte das Rote Kreuz, daß an seiner Meldung nicht zu zweifeln sei. Trotzdem war Windisch verschollen. Der englische Mittelsmann, der Flieger Mr. H. M. Cohen in Montreux bestätigte ebenso wie verschiedene französische gefangene Flieger, daß Windisch lebend in französischer Gefangenschaft sei. Anderen Meldungen zufolge soll Windisch in französischer Gefangenschaft infolge seiner Verwundungen gestorben sein. Die Eltern aber erhielten trotz andauernder Nachforschungen keinerlei Nachrichten. Windischs Vater ist in der Zwischenzeit vor Kummer darüber gestorben, aber seine Mutter hofft immer noch, daß ihr Sohn lebt und wieder in die Heimat zurückkehren wird.

Leutnant Kurt Wintgens gefallen am 25. September 1916

Nach Bölske und Immelmann errang sich der Fliegerleutnant Kurt Wintgens in den Luftkämpfen des Jahres 1916 als Kampfflieger den dritten Platz. Kurt Wintgens wurde am 1. August 1894 in Neustadt a. d. S. als Sohn eines Oberleutnants geboren. Am 1. August 1912 beschloß er seine Schulzeit am Gymnasium mit dem Abitur. Im Jahre 1913 trat er dann zugleich als Fahnenjunker beim Telegraphenbataillon Nr. 2 in Frankfurt a. d. O. ein, war auf der Kriegsschule in Hersfeld und wurde bei Ausbruch des Krieges Offizier. Schon sehr früh zeigte er die Neigung und Anlage für Maschinen und alles was damit zusammenhing. In Minden, wo er als Absolvent Mitglied des Vereins für Luftfahrt war, baute er schon Flugmodelle mit Uhrwerk.

In den ersten Kriegswochen führte er als Offizier einen Zug in Polen. Dort erhielt er für seine Tapferkeit das Eisene Kreuz 2. Klasse. Trotz größter Hindernisse brachte er es im Jahre 1914 fertig, zu den Fliegern abkommandiert zu werden. Doch die Freude dauerte nicht lange. Gerade war er im Begriff, als Beobachter nach Frankreich zu fahren, als ihn ein Befehl seiner Truppe nach Polen zurückrief. 1915 gelang es ihm aber endlich, zu den Fliegern versetzt zu werden. Er kam auf seinen Wunsch zu der Fokker-Schule nach Schwerin. Dort zeigte sich seine gute Veranlagung und seine Vorbildung für die Sache. In Döberitz mußte das dritte Examen abgelegt werden, doch bevor er soweit war, wurde er vom Hauptquartier im Westen angefordert und nach Lothringen geschickt.

Mit seinem Freunde Höhdorf war Wintgens zusammen am 25. September zum Luftkampf aufgestiegen, um ein deutsches Aufklärungsflugzeug bei Ausführung einer schwierigen Aufgabe zu schützen. Aber es sollte der letzte Flug sein. Nach 19 Luftflügen sollte er mit dem 20. Gegner Leibt fallen.

Ein Kampfteilnehmer schildert Wintgens letzten Kampf folgendermaßen: „Es war am Montag, den 25. September, vormittags. Pünkt-



Kurt Wintgens

sich um 10 Uhr 20 Minuten stieg Lt. Wintgens, von seinem Freunde Leutnant Höhdorf und noch einigen anderen Fliegern begleitet, auf einem vielfach erprobten Apparat in die Höhe. Er startete als Begleiter für einen Spezialflug, der der Erledigung einer sehr wichtigen Aufgabe galt, die — wie gleich bemerkt sei — reiflos erfüllt wurde. Kühn wie ein Adler bohrte sich der Jungmeister in den blauen Aether hinein, und bald waren die flotten Lüftegler gen Westen zu den Augen entschwinden. In 3900 Meter Höhe erhielt Wintgens plötzlich von hinten überraschend Feuer. Zwei feindliche Martinusde-Flugzeuge griffen ihn durch die Sonne gedeckt, für den Flieger völlig unsichtbar, an. Leutnant Wintgens achtete seiner Gegner nicht und konnte sie nicht sehen. Das sollte ihm zum Verhängnis werden. Sein Benzintank wurde von einem Explosionsgeschloß getroffen, explodierte und geriet in Brand. Leutnant Höhdorf, durch die Schüsse aufmerksam geworden, wandte sich um und sah nur mehr in etwa 150 Meter Entfernung, wie sein lieber Freund und steter Begleiter bei so manchen tollen Strauß in den Lüften jählings mit brennendem Apparat zu Boden stürzte.“ Das

Flugzeug hielt die großen Beanspruchungen nicht aus. Der Rumpf brach, ähnlich wie bei Immelmann, von den Tragdecks.

Am 1. Juli 1916 schon hatte Wintgens den Pour le mérite erhalten. Auf seinen Wunsch wurde die Leiche in St. Quentin, an dem Orte, wo er im Feindesland den Flieger tot gefunden hatte, beigelegt. Doch auf Ersuchen der nächsten Verwandten wurde er wieder ausgegraben und nach Minden überführt. Im Zuge zum Friedhof trug Fliegerleutnant Höhdorf die zahlreichen Orden des Toten.

Oberleutnant Kurt Wolff gefallen am 15. September 1917

Es ist gewiß kein Zufall, daß, wie aus der Bölske-Staffel eine Reihe hervorragender Flieger hervorgegangen sind, so wiederum Bölskes Schüler Richthofen seinerseits Schule gemacht hat. Man braucht nur aus der großen Zahl den Namen seines jüngeren Bruders, den des Leutnants Schäfer, des Biefeldwebers Festner zu nennen und so auch den von Leutnant Wolff.

Kurt Wolff wurde am 6. Februar 1895 zu Greifswald in Pommern geboren. Seine Eltern waren bereits vormem verstorben. Sein Vater war als Baurat in Greifswald tätig gewesen. Wolff besuchte das Gymnasium in der östlichsten Ecke des Vaterlandes, nämlich in Memel, das er mit dem Abitur verließ. Im März 1912 trat er als Fahnenjunker ins Eisenbahnregiment 4 in Schöneberg ein und rückte mit diesem Regiment als Unteroffizier ins Feld. Im April 1915 wurde er zum Leutnant befördert und ging bereits im Juli 1916 zur Fliegertruppe über.



Kurt Wolff

Praktisch hatte er sich im Flugwesen vorher nicht betätigt.

Im November 1916 legte er seine letzte Prüfung in der Fliegerschule Döberitz ab. Dann kam er zu den Kampfflugzeugern vor Verdun und an der Somme. Am 3. März holte er seinen ersten Gegner herunter, einen Infanterieflieger. Später kam er als Kampfflieger zur Jagdstaffel Richthofen und wurde unter den Männern Richthofens einer der erfolgreichsten Jagdflieger. Sein stürmisches Draufgängerum und seine vorbildliche Tapferkeit brachten ihm rasch einen Luftflieg nach dem anderen ein. Mitte April schon er an einem Tag vier Flugzeuge ab und am 28. April glückte es ihm sogar, wie seinem Meister Manfred von Richthofen, fünf Gegner zu Fall zu bringen. So war es denn nur natürlich, daß, als Richthofen am 17. Juli 1917 das Kommando über seine ruhmgekrönte Jagdstaffel abgab, Wolff sein Nachfolger wurde. Von Erfolg zu Erfolg führte er sie weiter. Am 17. August errang sie unter ihm ihren 200. Luftflieg seit ihrer Gründung am 12. Oktober 1916.

Innerhalb von zwei Monaten errang Wolff 29 Luftflüge, wofür ihn der Kaiser am 6. Mai 1917 mit dem Pour le mérite auszeichnete. Die gegen früher eigentlich spät erfolgte hohe Auszeichnung durch den Pour le mérite, beweist wohl immer schärfere Form die Luftkämpfe angenommen hatten, denn die ersten Kampfflieger erhielten ihn bei 8 Abschüssen. Freilich war die Aufeinanderfolge, mit der seine Abschüsse erfolgten, derart jäh, daß Meldung und Belohnung fast nicht gleichen Schritt mit der Leistung halten konnten. Am 10. September 1917 wurde Wolff zum Oberleutnant befördert, nachdem er bereits 33 Luftflüge errungen hatte. Fünf Tage später ereilte ihn das tragische Geschick.

Oberleutnant Wolff stürzte am 15. September mit seinem Fokker-Dreidecker hinter unseren Linien nach einem langen Luftkampf tödlich ab. Sein Leichnam wurde nach Memel überführt, wo am 20. September 1917 unter militärischen Ehren die Beisetzung stattfand.

Ein hellleuchtender Stern ist erloschen, aber der Geist, den Bölske, Immelmann usw. geschaffen, lebt in der deutschen Fliegerei weiter und Wolffs Name wird mit den Taten der Jagdstaffel ewig verbunden sein. Mit Recht können wird die Worte des Koenigluft wiederholen: „Wir sind stolz darauf, daß er Flieger war!“

Oberleutnant Kurt Wüsthoff Abgestürzt am 18. Juli 1926

Kurt Erwin Wüsthoff wurde am 27. Januar 1898 zu Aachen als Sohn des Musikdirektors Ferdinand Wüsthoff geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte, bis 1913 seine Eltern nach

Dresden übersiedelten. Dort studierte er Malerei, machte 1914 das Einjährig-Examen und meldete sich bei Beginn des Krieges als 16jähriger sofort an die Front, wurde aber, da er noch zu jung war, nicht angenommen. Nach langen, vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, bei der Flieger-Ersatz-Abteilung 6 in Großenhain in Sachsen angenommen und als Flugzeugführer ausgebildet zu werden. Fertigkeit ausgebildet war er noch Fluglehrer in Leipzig-Lindenthal, da er noch zu jung war, um ins Feld geschickt zu werden.

Endlich, er war inzwischen 17 Jahre alt geworden, kam er 1915 an die Front, und zwar als Führer von Bombenflugzeugen zum Kampfflugzeug I der Obersten Heeresleitung (Kagohl I) nach Ostende. Nach den Kämpfen in Frankreich kam er nach Bulgarien, Rumänien und Mazedonien. Desgleichen kämpfte er bis Juni 1917 in Griechenland als Bomben- und Beobachtungsflieger.

Dann endlich ging sein Wunsch in Erfüllung und er wurde 1916, also 18jährig, Jagdflieger im Jagdgeschwader I des Freiherrn Manfred von Richthofen. Dort errang er seine Siege, die ihm das EK. 2 und 1, den Hohenzollern Hausorden und im September 1917 den Pour le mérite eintrugen. Im Juni 1917 kam er zur Jagdstaffel 4. Wegen Nervenkrankheit wurde er im Februar 1918 in die Heimat geschickt, kam aber bald wieder an die Front, diesmal zum Jagdgeschwader II des Hauptmanns Berthold.

Am 17. Juni 1918 hatte Wüsthoff, der bisher schon 33 Luftflüge verzeichnen konnte, einen schweren Luftkampf mit mehreren feindlichen Fliegern. Sein Motor blieb wegen Materialschaden stehen. Im Nu plakte der Benzintank und brennend stürzte die Maschine ab. Wüsthoff erhielt einen schweren Rücken- und Beckenschuß mit Lähmung des rechten Fußes. Er mußte über der feindlichen Linie notlanden und kam in französische Gefangenschaft. Dort verlebte er von 1918 bis 1920 in der Gefangenenanstalt Chateau-Gontier eine schreckliche Zeit und wurde erst 1920, noch sehr krank, halb verhungert, ausgetauscht. Auf zwei Krücken humpelnd, betrat er wieder deutschen Boden. Seinen Erzählungen nach ist der ganze Krieg ein Kinderpiel gewesen gegen die entsetzlichen Erlebnisse in französischer Gefangenschaft, wo vor seinen Augen viele Kameraden direkt verhungert sind. Die französischen Ärzte haben ihn bei seiner schweren Operation nicht einmal betäubt.

Nachdem Wüsthoff in Dresden durch lange Behandlung wieder geheilt war, hatte er erst die Vertretung einer österreichischen Automobilfabrik. Später wurde er wieder Flieger und wurde von den Chlorodont-Werken eingestellt. Immelmanns Grabstätte entbehrte immer noch des würdigen Denkmals. Um die Mittel für ein solches Zeichen der Ehrung zu gewinnen, veranstaltete der Verein Dresden des Deutschen Luftfahrtverbandes (früherer DLV) am 18. Juli 1926 ein Schaufliegen, das ein vieltausendköpfiges Publikum auf den alten Radeberger Flugplatz führte. Diese Veranstaltung endete mit einem schrecklichen Unfall.

Fünf Maschinen hatten sich zur Ausführung des Programms eingestellt. Das Verkehrsflugzeug D 463 der Luftfahrt, Pilot Lissau, das Chemnitzer Capar-Flugzeug unter Lehmann, das Privatflugzeug des Breslauer Piloten Kofe, eine Maschine der Halberstädter Fliegerschule unter Steintraus und als fünftes Flugzeug eine 80-PS-Abet-„Flamingo“ der Dresdener Chlorodont-Werke, deren Taufe für den Schluß des Programms vorgesehen war. Ohne Zwischenfall wickelte sich das Programm ab. Zuletzt stieg Wüsthoff auf, um Kunstflüge auszuführen. Er blieb sehr lange in der Luft, ging herab auf ca. 150 Meter, der erste Looping — nachmalig — aber da war das Unglück geschehen. Ehe das Flugzeug zum Ausweichen kam, stürzte es ab, der Pilot wurde etwa 6 Meter weit aus dem Apparat geschleudert und blieb besinnungslos liegen. Er wurde in das Friedrichstädter Krankenhaus eingeliefert. Die Untersuchung ergab, daß er sehr schwer verletzt war, besonders an beiden Unterschen-



Kurt Wüsthoff

keln und am Schädel. Beide Beine mußten ihm noch am selben Tage amputiert werden.

Am 23. Juli erlag er seinen Verletzungen im Alter von 28 Jahren. Auf dem Tollenwitzer Friedhof wurde er, der letzte lebende sächsische Pour le mérite-Flieger, beigelegt.